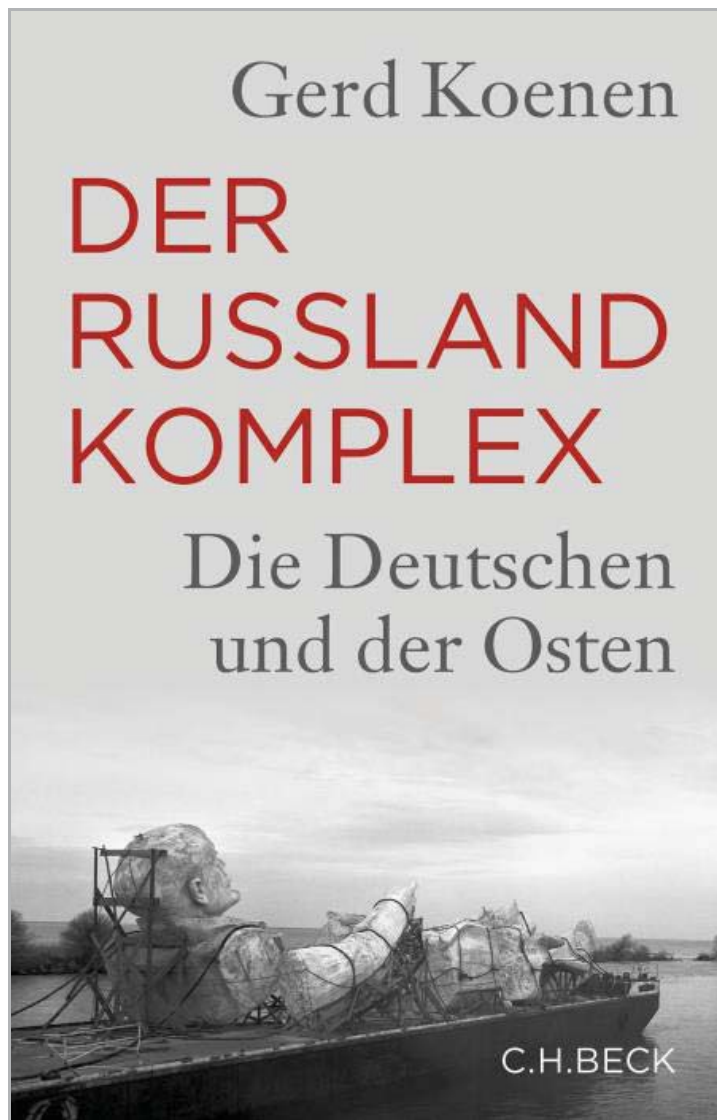


Unverkäufliche Leseprobe



Gerd Koenen

Der Russland-Komplex

Die Deutschen und der Osten 1900-1945

2023. 560 S., mit 55 Abbildungen

ISBN 978-3-406-79951-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/34628255>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Gerd Koenen

DER RUSSLAND-KOMPLEX

Gerd Koenen

DER RUSSLAND-KOMPLEX

Die Deutschen und der Osten

Aktualisierte Ausgabe

Mit einem Kapitel

«Wieder Krieg – eine Nachbetrachtung 2022»

C.H.Beck

Mit 55 Abbildungen

*Für Lew Sinowjewitsch Kopelew,
geboren 1912, gestorben 1997
– den leidenschaftlichen Zeitgenossen
und mutigen Unzeitgemäßen*

3., aktualisierte Auflage. 2023

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2005

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Konstanze Berner, München

Umschlagabbildung: © Josef Koudelka/Magnum Photos/

Agentur Focus

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79951 8



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Rom oder Moskau. Einleitung 7

I. VORKRIEG UND WELTKRIEG

1. Sendling des Reiches 21
2. Die Deutschen als «Weltvolk» 37
3. Krieg gegen den Westen 51
4. Nach Osten! 63
5. Kollusionen und Konspirationen 76
6. Stockholmer Schattenspiele 98

II. WELTKRIEG UND REVOLUTION

1. Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg 111
2. Russland, ein Wintermärchen 135
3. Briefe aus Moskau 151
4. Zwei Kücken unter einer Schale 170
5. Spartakisten und «Beki» 188
6. Vom Geist der russischen Revolution 205
7. Augenzeugen, Emigranten, Interpreten 218

III. REVOLUTION UND NACHKRIEG

1. Mussolini manqué 233
2. Geheimnisse der Weisen von Zion 253
3. Zweifacher Revisionismus 277
4. Ein Indien im Nebel 301
5. Konservative Revolutionäre 323
6. Eine deutsche Dostojewtschina 348
7. Der russische Nexus 372

IV. KATASTROPHE UND NEUBEGINN

1. Vom Bündnis zum Lebensraum 387
2. Hitlers Russland 411
3. Der deutsche Russland-Komplex 436

V. WIEDER KRIEG – EINE NACHBETRACHTUNG 2022

1. Abschiede vom Imperium 459
2. Russland im tragischen Zirkel 474

Nachwort (2005) und Postskript (2022) 489

ANHANG

| | |
|--------------------|-----|
| Quellenverzeichnis | 495 |
| Anmerkungen | 497 |
| Abbildungsnachweis | 552 |
| Personenregister | 553 |

Rom oder Moskau

Einleitung

«Rom oder Moskau» lautete eine beziehungsreiche Formel, die der Frankfurter Schriftsteller Alfons Paquet, einer der frühesten Beobachter des bolschewistischen Russland, 1920 in die politischen und weltanschaulichen Debatten der jungen Weimarer Republik warf. Angesprochen war damit nicht nur eine außenpolitische Entscheidung zwischen Ostorientierung oder Westbindung, sondern die Frage der kulturellen und geistigen Orientierung Deutschlands zwischen «altem» Westen und «neuem» Osten. Paquet selbst zögerte nicht, die Frage eindeutig zu beantworten: «Rom», das christliche Abendland, habe «der Welt keine geistige Botschaft mehr zu geben». Es habe mit seiner technischen Zivilisation den Weltkrieg heraufbeschworen. Die russische Revolution bilde dazu die geschichtliche Antithese: «Auf dem Fundament von Rom haben die europäischen Völker nationales Leben bis zur höchsten Zwietracht ausgestaltet, unter den geistigen Einwirkungen des erwachenden Ostens ... bildet sich neue Sittlichkeit.»¹

Thomas Mann zitierte im Dezember 1921 seinerseits «die berühmte Formel von Paquet (Rom oder Moskau?)» sowie dessen Satz: «Die auf römisches Fundament gebauten Säulen der germanisch-romanischen Zivilisation kommen ins Wanken, der slawisch-germanische Aufbau schreitet fort». Emphatisch fügte er hinzu: «Es gibt nichts seelisch Wahreres.»² Mann berief sich dabei auf den Marburger Romanisten Ernst Robert Curtius, der Paquets Formel kurz zuvor in einem Aufsatz über «Deutsch-französische Kulturprobleme» aufgenommen hatte. Curtius konstatierte darin eine wachsende Gleichgültigkeit der deutschen Jugend gegenüber dem Westen, insbesondere Frankreich, die viel ernster sei als jede Feindschaft – und eine allgemeine geistige Hinwendung der deutschen Jugend nach Osten.³

Ein deutscher «Russlandkomplex»

Solche zeitgenössischen Stimmen widersprechen allerdings dem Bild, das man sich nach der mörderischen «Lebensraum»-Politik Hitlers

und nach Jahrzehnten eines Kalten Kriegs von den deutsch-russischen Beziehungen gemacht hat. Nach beinahe allgemeiner Ansicht soll besonders die Zeit nach 1917 von heftigen Affekten und phobischen Reaktionen der deutschen bürgerlichen Öffentlichkeit gegen die gewaltsamen Umwälzungen in Russland und ihr Übergreifen auf Mitteleuropa geprägt gewesen sein.

Die gesamte deutsch-russische Beziehungsgeschichte erscheint in diesem Lichte stark verdunkelt. So hat einer der maßgeblichen Osteuropa-Historiker der alten Bundesrepublik, Dietrich Geyer, in einem Vortrag über «Ostpolitik und Geschichtsbewusstsein in Deutschland» 1986 noch einmal nachdrücklich die «Konsens stiftende Kraft der Russlandfeindschaft» betont, die gegenläufige Tendenzen deutlich überwogen habe. Zwar sei das kein deutsches Privileg gewesen, aber anders als in Frankreich oder England seien russophobe Tendenzen schon im Deutschland des 19. Jahrhunderts zu einem konstitutiven Element der bürgerlichen Klassenbildung und Nationsbildung geworden. Überkommene Vorstellungen einer Kulturmission im Osten hätten sich in den Zeiten des Wilhelminischen Reiches bereits zu hyperimperialen Ostraumplänen gesteigert, deren Maximalvariante dann im Friedensdiktat von Brest-Litowsk 1918 ins Visier genommen worden sei.

Die Weimarer Republik habe diese Kontinuitäten nur kurzfristig unterbrochen. Die Sonderpolitik von Rapallo, die sich vor allem gegen das von der Entente gestützte Polen und «Zwischeneuropa» richtete, sei bald schon von den alten Bedrohungskomplexen eingeholt worden, in denen die «russische Gefahr» mit der «roten Gefahr» kurzgeschlossen wurde. «Überflüssig zu sagen», so Dietrich Geyer weiter, «dass der Aufstieg des Nationalsozialismus ohne die Manipulierbarkeit dieser Ängste nicht zu denken wäre». Im Generalplan Ost von 1941/42 habe Hitler die Pläne der Ludendorffschen Ostraumpolitik von 1917/18 nur noch rassenideologisch zu steigern brauchen. So sei dieser «Russenkomplex» – ungeachtet zeitweiliger Konjunkturen einer «Bewunderung für die Ursprünglichkeit des russischen Natur- und Seelenmenschen» von Rilke bis Spengler – doch stets «ein Teil der deutschen Bewusstseinsgeschichte geblieben».⁴

Geyers Vortrag schloss an einen älteren Aufsatz Fritz T. Epsteins über den «Komplex ›Die russische Gefahr‹» an, in dem dieser das Postulat aufgestellt hatte, stärker als bisher psychologische Faktoren, insbesondere kollektive «Gefahrenkomplexe und Furchtkomplexe», in die politische und diplomatische Geschichte einzubeziehen. Epsteins Argumentation wurde von dem zentralen Gedanken bestimmt, dass der virulente «Anti-Bolschewismus» nach 1917 in vielem nur eine

Verwandlungsform des europäischen, und vor allem des deutschen «Russland-Komplexes» des 19. Jahrhunderts gewesen sei. Dieser Begriff sollte eine spezifische Mischung aus Gefühlen kultureller Superiorität bei politischer Inferiorität bezeichnen, die sich stets von neuem zu einem Komplex aggressiver Ängste und Zwangsvorstellungen verdichteten, welche in paradoxer Umkehr Expansionsträume und Kolonisationsphantasien provozierten.⁵

Als Beschreibung einer politisch-neurotischen Grundspannung zwischen beiden Ländern war das sicherlich nicht falsch. Fraglich ist aber, ob sich dieser «Komplex» ausschließlich oder vorwiegend in eine «Geschichte der deutschen Russophobie» auflöst. Richtiger wäre es, diesen «Komplex» als ein weitläufiges Changieren zwischen Angst und Bewunderung, phobischer Abwehr und emphatischer Zuwendung zu beschreiben, und zwar von beiden Seiten und vielfach in engem Bezug aufeinander.

So wenig Sinn es macht, von Karl Marx als einem der fanatischsten Russophoben des 19. Jahrhunderts eine Linie der «Kontinuität» zu Adenauers Antipathie gegen «die Sowjets» zu ziehen, so wenig führte ein direkter Weg vom demokratischen Antizarismus der 48er Revolutionäre zur wilhelminischen Weltpolitik in der Ära Bülow oder Bethmann Hollweg. Zu sehr unterschieden sich die historischen Situationen und die Subjekte. Zu viele Brüche und Umbrüche lagen dazwischen. Und zu sehr widersprachen sich auch die politischen Konsequenzen.

Marx und Engels konnten, gerade weil sie den «halbasiatischen Despotismus» des Zarentums für eine dauernde existentielle Bedrohung Europas hielten, am Ende die hypothetische Möglichkeit ins Auge fassen, dass eine russische Bürger- und Bauernrevolution («ein russisches 1789») die Initialzündung und zugleich das ideale Hinterland einer sozialistischen Umwälzung in Deutschland abgeben könnte – und damit zum engsten Verbündeten des deutschen Proletariats würde. Bismarck dagegen soll, Epstein zufolge, ein unerschütterlicher Verfechter der Freundschaft mit dem Russischen Reich geblieben sein – und zwar gleichfalls aus Russophobie. Diese habe jedoch bereits einem «panslawischen, revolutionären, nihilistischen, aggressiven» Russland gegolten, das Bismarck seit der Bauernbefreiung von einer «roten Bürokratie» regiert sah. Eben deshalb sei er im Gegensatz zu den konjunkturellen Präventivkriegsplänen seiner Beamten und Militärs der Ansicht gewesen, man müsse «mit dieser elementaren Kraft, die wir nicht aus der Welt schaffen können», ein Bündnis eingehen, um sie einzudämmen.⁶

Schon aus diesen skizzenhaften Andeutungen ist zu erkennen, ein

welch widersprüchliches und vielfach paradoxes Phänomen dieser deutsche «Russland-Komplex» jedenfalls gewesen ist. Beziehungen zwischen Staaten, Völkern und Kulturen sind ohnehin nichts Statisches und Starres, sondern bilden einen komplexen und beweglichen Zusammenhang – und das im Falle Deutschlands und Russlands über eine beispiellose Kette von Brüchen und Umbrüchen, Kollusionen und Konflagrationen hinweg.

Vom Kontinuum zum Nexus

Ideologiegeschichtliche Konstruktionen eines ehernen Kontinuums deutscher Russlandfeindschaft berücksichtigen solche Widersprüche meist viel zu wenig. So ging Hans-Erich Volkmann in der Einleitung des 1994 von ihm herausgegebenen Sammelbandes «Das Russlandbild im Dritten Reich» umstandslos davon aus, dass «die während der NS-Zeit im Schwange befindlichen Russlandbilder ... aus tradierten Versatzstücken bestanden, die in Anbetracht geplanter und konkreter Politiken der Lebensraumerweiterung und rassischer Vernichtung lediglich eine wirkungsvolle Überzeichnung erfuhren». Mehr noch: «Die Darstellung Russlands bzw. der Sowjetunion als eines asiatisch durchdrungenen und geprägten Landes» sei «über 1945 hinaus ... lebendig» geblieben. Lediglich die antisemitischen Komponenten habe man in Westdeutschland «aus dem überkommenen Bild von Russland und der Sowjetunion weitgehend eliminiert». Dagegen hätten aufgefrischte antirussische und antikommunistische Vorurteile, über Schulbücher und andere Medien tradiert, zu den Grundlagen des bundesdeutschen Selbstverständnisses gehört.⁷

Der von Volkmann herausgegebene Band war das Produkt eines in den Jahren der Perestrojka mit führenden Faschismus-Forschern der DDR vereinbarten Gemeinschaftsprojekts. Tatsächlich hatte sich im Grundmuster der historischen Interpretation zwischen den Forschern in Ost- und Westdeutschland bereits eine beachtliche Konvergenz ergeben. Aus kommunistischer Sicht war ohnehin immer klar gewesen, dass Faschisten und Nationalsozialisten nur die Stoßtrupps des «bürgerlichen Antikommunismus» gewesen seien, der der politischen und sozialen Reaktion als Schild und Schwert gedient habe. Dass dieser Antikommunismus zu den Verhängnissen oder – mit Thomas Mann – zu den «Grundtorheiten» der Epoche gehört habe, begann sich auch in der Bundesrepublik seit den siebziger Jahren als eine im akademischen und publizistischen Bereich weithin geteilte Auffassung durchzusetzen.

Mit dem sogenannten «Historikerstreit»⁸ der späten achtziger Jahre

erfuhr diese Sicht der Dinge allerdings eine überraschende und krasse Neuinterpretation. In seinem Buch «Der europäische Bürgerkrieg 1917–1945»⁹ spitzte Ernst Nolte seine in früheren Arbeiten bereits formulierten, auf der Linken seinerzeit lebhaft akklamierten Thesen über den «Faschismus in seiner Epoche»¹⁰ in der Weise zu, dass der Antibolschewismus des deutschen Bürgertums jene «ursprüngliche» (und, wie Nolte nun fand, im Kern legitime) «Grundemotion» gewesen sei, die die NS-Bewegung erst hervorgetrieben und daher ihre eigentliche historisch-genetische Wurzel gebildet habe. Entstehung und Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland, und insbesondere die Durchsetzung des gegen die Juden gerichteten «Gegenvernichtungs»-Fanatismus Hitlers, wären demnach niemals möglich gewesen ohne die elementare Furcht des deutschen und europäischen Bürgertums vor dem blutigen Chaos und sozialen Exterminismus der bolschewistischen Revolution.

Diese These vom «kausalen Nexus» zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus hat im öffentlichen Meinungsstreit vor einem guten Jahrzehnt Skandal gemacht. Tatsächlich unterschied sie sich in ihren politischen Wertungen und spekulativen Schlussfolgerungen sehr weitgehend, in ihren historischen Vorraussetzungen und Annahmen aber nur minimal von dem, was man im großen und ganzen wohl die herrschende Auffassung der bundesdeutschen Historiographie nennen kann.

Widersprüche deutscher Russlandbilder

Die hier vorgelegte Arbeit ist der Versuch einer Überprüfung und zugleich Problematisierung dieser Hypothese, die mit im Zentrum des (selbst schon Historie gewordenen) bundesdeutschen «Historikerstreits» stand. Mit einer methodischen Kritik des spekulativen Geschichtsdenkens eines Ernst Nolte ist es allerdings so wenig getan wie mit der Anprangerung seiner apologetischen Tendenzen. Denn mit dem «Nexus» zwischen der Machteroberung der Bolschewiki im zerborstenen Russischen Reich und der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Deutschen Reich hatte Nolte immerhin einen realen geschichtlichen Zusammenhang angesprochen. Nur stellte er ihn als eine bloße ideologiegeschichtliche Abstraktion vor statt als einen lebendigen, widersprüchlichen Konnex. Auf genau derselben schiefen Ebene stand allerdings auch die Mehrzahl seiner Kontrahenten.

Die deutschen Reaktionen auf die Umwälzungen im gestürzten Zarenreich waren aber nicht allein von einem Abstraktum namens «Bolschewismus» bestimmt. Man hatte es noch immer mit Russland

zu tun, im Kriege wie im Frieden, in Brest-Litowsk und in Versailles, in Genua und in Rapallo – mit einem radikal erschütterten und verwandelten, aber noch stets existierenden riesigen Land, Volk, Reich und Staatswesen. Ein nicht geringer Teil des deutschen Schrifttums über den Bolschewismus kaprizierte sich geradezu auf den Nachweis, dass es sich dabei um eine spezifisch russische Weltanschauung, Politik oder Mentalität handele (mit allen geläufigen Ingredienzien von «Orthodoxie», «Nihilismus», «Karamasowtum» usw.), und dass die bolschewistische Losung der Weltrevolution nur eine verwandelte Form des «ewigen» russischen Imperialismus oder Messianismus sei.

So viele Autoren, so viele Interpretationen. Über den Bolschewismus als bloßes «System» oder reine «Ideologie» zu schreiben, blieb eine Spezialität deutscher Katheder-Marxisten und Sozialtheoretiker. Bis Ende der zwanziger oder Anfang der dreißiger Jahre sprach man allgemein noch immer von «Russland» – von «Räte-Russland» oder «Sowjet-Russland». Erst ein Jahrzehnt nach Gründung der «UdSSR» oder «Sowjetunion» begannen diese neuen Bezeichnungen sich im deutschen Sprachgebrauch durchzusetzen, endgültig vielleicht erst mit der Antikomintern-Propaganda der NS-Führung ab 1935/36.

Aber der Überfall auf die Sowjetunion 1941 war, jenseits der offiziellen Parole vom Kreuzzug gegen den (jüdischen) Bolschewismus, im Bewusstsein der Deutschen doch wieder ein «Russlandfeldzug»; und im Bewusstsein der Russen, auch jenseits der Stalinschen Losungen, ein «Großer Vaterländischer Krieg». Kurzum, über das Thema «Deutschland und der Bolschewismus» zu schreiben, ohne die vielfältigen Überlagerungen mit den althergebrachten oder neu formulierten Russlandbildern zu beachten, führt von vornherein in die Irre.

Im übrigen ist es sinnlos, das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und dem neuen Sowjet-Russland rein bilateral zu betrachten. Das gemeinsame Dritte ihrer Beziehungen zueinander war stets der durch den Sieg im Weltkrieg global zur Vorherrschaft gelangte und im selben Prozess erstmals ideologisch definierte «Westen», der im mitteleuropäischen Raum einen Cordon sanitaire neuer Staaten gegen das bolschewistische Russland wie das revisionistische Deutschland in Stellung gebracht hatte. Alle deutschen Einstellungen zu Sowjet-Russland waren immer auch eine Funktion der Haltung und Politik gegenüber den westlichen Siegermächten und den neuen östlichen Nachbarn.

Diejenigen, die nach 1918 «russische Zustände» in Deutschland fürchteten, taten das nicht zuletzt im Lichte von «Versailles», bis hin zu der Zwangsvorstellung, die Ententemächte beabsichtigten, Deutschland mit dem «Bazillus des Bolschewismus» zu infizieren, um es von innen heraus zu vernichten – genau so, wie es das Deutsche

Kaiserreich mit dem Zarenreich kurz zuvor getan hatte. Aber gegen das «Versailler System» stand in rabiater Selbstbehauptung und globaler Frontstellung gerade dieses neue Sowjet-Russland. Schon wegen dieser Konstellation mussten alle Befürchtungen und Erwartungen, die sich in Deutschland an die Existenz dieses völlig neuartigen, auf Weltrevolution angelegten östlichen Machtkomplexes knüpften, eine komplizierte, widersprüchliche Mischung eingehen.

Dazu kam die Fixierung der Führer der Bolschewiki auf Deutschland, die sich sowohl in Versuchen einer gewaltsamen Revolutionierung wie in Akten einer außenpolitischen Solidarisierung gegen die Versailler Mächte niederschlug. Mehr noch: In der Bezeichnung der Weimarer Republik als einer «Industriekolonie» der westlichen Siegermächte, die brutal geknebelt und rücksichtslos ausgesaugt werde, trafen sich die Analysen und Parolen der Kommunistischen Internationale fast wortwörtlich mit denen der deutschen Nationalisten. Dem entsprach eine weit angelegte Bündnis- und Interessenpolitik der sowjetischen Führung gegenüber verschiedenen Segmenten der Weimarer Gesellschaft, bis hin zu deutschnationalen und völkischen Kreisen, der Reichswehr, den Freikorps usw. Hinzu kamen Bekundungen einer kulturellen Affinität, die zuweilen den Vorstellungen einer deutschen Kulturmission im Osten, wenigstens gesprächsweise, sehr weit entgegenkamen.

Umso uferloser waren die Erwartungen, die sich im Gegenzug an eine deutsche Vorrangstellung bei der «Wiederherstellung Russlands» knüpften. Weit über alle politischen Sympathien hinaus galt das sowjetische Russland jedenfalls als ein in lebhafter Entwicklung begriffener, dem Zugriff des kapitalistischen Westens entzogener Machtkomplex, der neben hypochondrischen Ängsten auch hypertrophe Erwartungen auf sich zog. Die innen- und außenpolitischen Konsequenzen standen wiederum auf einem anderen Blatt.

Politik und Kultur

Im übrigen waren die deutschen Einstellungen gegenüber Russland niemals nur politisch, ideologisch oder wirtschaftlich bestimmt. Zwischen beiden Ländern hatten über mehr als drei Jahrhunderte Beziehungen ganz eigener, stellenweise fast symbiotischer Art bestanden – künstlerische, philosophische, wissenschaftliche, wirtschaftliche, dynastische, familiäre. Weltkrieg, Revolution und Bürgerkrieg hatten diese Beziehungen zwar unterbrochen, aber nicht über Nacht gelöscht. So war die besondere Bitterkeit der zahlreichen deutschen Berichte über die revolutionären Wirren in Russland nach 1917 vielfach

aus einer alten, tiefen, wenn auch selten völlig eindeutigen Affinität gespeist.

Die widersprüchlichen Empfindungen, die das Ereignis der russischen Revolution in seiner Verbindung mit den Umbrüchen in Deutschland selbst auslöste, produzierten nicht selten eine forcierte Bereitschaft, in diesem Meer von Plagen und Katastrophen einen Sinn zu suchen. Das tragisch gestimmte Selbstmitleid der Deutschen als einer von Hass und Missgunst der Mitwelt geschlagenen, aus monomanen Weltmachtträumen abgestürzten Nation gab dazu Anlass genug. Für solcherlei Sinnstiftung im Leiden bot die russische Literatur und Philosophie wie keine andere Halt und Trost. Eine ganze Zunft tat sich auf, die sich als berufene Kenner und Vermittler der russischen Literatur, Philosophie, Geistigkeit, Weltanschauung, Kultur und Seele zur Verfügung stellten – und damit eine Massenleserschaft fanden wie nie zuvor und seitdem. «Die Russen haben uns plötzlich ungemein viel zu sagen», schrieb Arthur Luther 1923 in einem «Sonderheft Russland» der Zeitschrift «Das deutsche Buch», in dem er konstatierte: «Noch nie ist der deutsche Büchermarkt so mit Übersetzungen aus dem Russischen überschwemmt gewesen wie heute.»¹¹

Bei diesen Übersetzern, Herausgebern, Kritikern und Deutern handelte es sich fast durchweg um Russlanddeutsche, die bis 1914 oder 1917/18 im Zarenreich gelebt und gearbeitet hatten und nach dem Weltkrieg die Schicht der russophoben Baltendeutschen ablösten, die seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein weitgehendes Deutungs- und Vermittlungsmonopol in russischen Dingen innegehabt hatten. Das außerordentliche Leserinteresse, das sie bedienten, galt zunächst einmal jenem untergegangenen Russland, das man doch gerade begonnen hatte, unter die bedeutenden «Kulturnationen» zu zählen. Darin steckte kein bloß nostalgisches, sondern ein höchst aktuelles Bedürfnis. Man suchte in der russischen wie in keiner anderen Literatur nach einer Deutung für den Weltumsturz, der in Russland ja womöglich nur seinen ersten und krassesten Ausdruck gefunden hatte.

Wenn die hier vorgelegte Darstellung also den Akzent, statt auf die antibolschewistischen Reaktionen und russophoben Affekte, sehr viel stärker auf die ambivalenten Faszinationen und spekulativen Projektionen legt, die sich in der deutschen Öffentlichkeit damals auf das junge Sowjet-Russland richteten, dann nicht, um eine möglichst steile Gegenthese zu formulieren. Dass die Machtergreifung der Bolschewiki und ihr neuartiger «sozialer Terror» eine Welle phobischer und negativer Reaktionen auslöste, steht natürlich außer Frage. Parallel dazu gab es im besiegten Deutschland jedoch auch eine Welle positi-

ver Affekte und unbestimmter Erwartungen, mit Intensitäten und identifikatorischen Vereinnahmungen, für die man so leicht keine historische Parallele findet. Jedenfalls hat das «neue Russland» als der Kern eines unbestimmten, erwachenden «Ostens» in diesen Jahren die Geister beschäftigt wie kaum etwas anderes, und das vor allem als Gegenpol und Antithese zu den Ländern der Entente und des neuen «Westens».

Es käme also darauf an, das eine mit dem anderen ins Verhältnis zu setzen. Es würde sich dann zeigen, dass einer immer engeren faktischen und materiellen «Westbindung» der Weimarer Republik eine höchst intensive, aber ambivalente geistig-politische «Ostorientierung» entsprach. In gewisser Weise war auch die aggressive Ost(raum)politik Hitlers und der Nationalsozialisten ein Teil und Reflex dieses Phänomens. Von einer schlichten Kontinuität überkommener Russlandfeindschaft, die sich mit einem virulenten bürgerlichen Antibolschewismus und einem notorischem deutschen Antisemitismus wie selbstverständlich kombiniert und lediglich eine weitere Steigerung und Radikalisierung erfahren hätte, kann jedenfalls keine Rede sein.

Selbstberufungen zweier Reichsvölker

Man könnte sogar so etwas wie eine «longue durée» der gegenseitigen Fixierungen und weltanschaulichen «Besetzungen» rekonstruieren, und zwar von beiden Seiten. Die alexandrinische Bibliothek, die der verstorbene Lew Kopelew mit seinem späten Lebensprojekt der «West-östlichen Spiegelungen» angestoßen und hinterlassen hat, liefert dazu ein reichhaltiges Material, wie es sonst für die Beziehungsgeschichte zweier Länder kaum zur Verfügung steht.*¹²

In seinem Essay «Die Erfindung Russlands» hat Boris Groys den Mechanismus beschrieben, mit dem Russland – das im Unterschied zu China oder Indien in Wirklichkeit (so Groys) keine andere kulturelle Tradition als die westliche besaß – sich immer wieder als das «Andere» des Westens selbst erfunden habe: nämlich «indem es oppositionelle, alternative Strömungen der westlichen Kultur ... übernimmt, aneig-

* Auch das hier vorgestellte Buch ist, wie man in freier Abwandlung eines Satzes über Nikolai Gogol und die jungen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts sagen könnte, «aus der Tasche von Kopelews Mantel» geschlüpft, aus seinem Rotarmisten- und Lagermantel, der ihn unsichtbar immer umgab. Das Produkt unserer mehrjährigen Zusammenarbeit war der letzte, von ihm noch durchgesehene Band des Projekts. Vgl. *Gerd Koenen / Lew Kopelew (Hrsg.): Deutschland und die russische Revolution 1917–1924 (= West-östliche Spiegelungen, Reihe A, Band 5)*, München 1998.

net, transformiert – und dann gegen den Westen als Ganzes richtet». ¹³ Kardinale Beispiele waren die Übernahme des byzantinischen als des wahren «römischen» Christentums, die Entstehung der Slawophilie aus dem Geiste des deutschen Idealismus sowie die Adaption des «Marxismus», der eine materialistische Geschichts- und Gesellschaftstheorie aus Deutschland war, bevor Plechanow und Lenin daraus eine «Ideologie» oder «Lehre» russischen Gepräges formten.

Groys hebt diese Tradition russischer Selbsterfindungen ausdrücklich von dem ab, was in der historischen Soziologie als «Selbsterfindung der Nationen» beschrieben worden ist. Die Russen seien eben keine Nation im modernen Sinne gewesen, sondern «ein Staatsvolk, das sich als kollektiver Untertan der durch den Staat repräsentierten universellen Idee definierte». ¹⁴ Umso mehr «haben russische Autoren im westlichen Denken nach den Ansätzen der radikalen Selbstkritik gesucht ..., um diese Selbstkritik dann in eine «russische Kritik» am Westen umzuwandeln». ¹⁵ Anders ausgedrückt, handelte es sich von Beginn an um die «Selbsterfindung» eines Reichsvolks mit universellen Berufungen, die alle westlichen Universalismen übertrumpfen sollten.

Deshalb war es kein kulturgeschichtlicher Zufall, dass sich Ideen und Theorien deutscher Provenienz für diese Operation stets als besonders geeignet herausstellten – und umgekehrt: dass diese «russische Kritik» am Westen gerade in Deutschland ihren nachhaltigsten Resonanzboden fand und zeitweise integrierender Bestandteil der «deutschen Idee» wurde. Auch die Deutschen sahen sich eben nicht als bloße (Staats-)Nation, sondern als ein Reichsvolk mit universellen Berufungen. Und dabei dienten ihnen neben eigenen geistigen Hervorbringungen seit dem späten 19. Jahrhundert in immer wachsendem Umfang und steigender Intensität auch die russische Literatur, Philosophie und Kunst als Material, nicht zuletzt als Kronzeugin gegen die aufsteigende westliche Zivilisation.

Mehr noch: Soviel Furcht Russland als ein gigantisches, «halbbarbarisches» und verhältnismäßig junges Großreich zu gewissen Zeiten bei einem Teil der deutschen Öffentlichkeit erzeugte, so sehr firmierte es für andere als das natürliche Objekt und Komplement eigener Größenphantasien. Deutschland schien als aufsteigende Weltmacht und als Weltreich nur vorstellbar, wenn es mit dem «russischen Komplex» (hier als Objektivum verstanden) in irgendeine Art «besonderer Beziehung» trat. Dann aber waren die Prospekte grenzenlos.

Aus dieser Disposition heraus stellt sich die Geschichte der geistigen und kulturellen Beziehungen beider Länder über weite Strecken als ein großangelegtes freund-feindliches Hinüber und Herüber dar.

Diese gegenseitigen Projektionen und Beauftragungen waren aber nicht bloße ideelle Wolkenbildungen am blauen Ideen- und Kunsthimmel, sondern hatten immer auch mit der realen Daseinsweise beider Völker und ihrer jeweiligen geschichtlichen Lage zu tun. Die hier vor allem ins Auge gefasste Periode von 1900 bis 1933, und auf andere Weise bis 1945, erscheint als die Phase der höchsten Verdichtung dieser gegenseitigen Bezugnahmen, und insofern – nach einem von Lew Kopelew vielfach verwendeten Begriff – als ein besonderes historisches «Chronotop».

«Fremdenbilder» und «Feindbilder»

Das Bild, das sich aus einer solchen erweiterten Perspektive ergibt, ist weder freundlicher noch unproblematischer als dasjenige, das man sich unter dem Eindruck der großen Kataklysmen des vergangenen Jahrhunderts im allgemeinen gemacht hat. Für die deutschen Russlandbilder trifft in besonderem Maße zu, was für projektive Fremdenbilder überhaupt gilt, nämlich dass kaum jemals eindeutig zu sagen ist, was als «positive» und was als «negative» Stereotypen zu bewerten wäre. So konnten freundlich-bewundernde Stellungnahmen gegenüber dem alten Russland wie der jungen Sowjetrepublik oder der späteren Sowjetunion mit äußerst abfälligen Urteilen über die Russen und die russische Kultur einhergehen. Die Bewunderung für die autokratischen Zivilisatoren Russlands – von Peter über Katharina bis Lenin und Stalin – beruhte fast stets auf einer sehr negativen Einschätzung der eigenständigen Entwicklungspotentiale der russischen Gesellschaft. Natürlich gab es auch das Umgekehrte: die Verherrlichung des wahren, alten, unverbildeten Russland und die Dämonisierung der ihm (mit Spengler zu sprechen) aufgezwungenen «Pseudomorphosen» der Gesellschafts- und Staatsbildung.

Dabei glichen sich «positive» und «negative» Stereotypen vielfach aufs Haar oder unterschieden sich nur um Nuancen. Und diese Nuancen lagen ausschließlich im Blick des Beobachters und Interpreten. Mal hatten die Russen den Nachteil ihrer Vorzüge und mal den Vorzug ihrer Nachteile. Wenn man sie (um einige scheinbar freundliche Klischees der Zeit zu zitieren) für «kindlich», «ursprünglich», «unverbildet», «träumerisch», «lernfähig» und «formbar» erklärte, für eine Spezies von Menschen, die dem Boden und der Natur wie den Urgründen der Seele oder des Unbewussten noch näher stünden und daher auf eine besondere Weise «seelenhaft» und «ursprünglich religiös» seien, so bleibt offen, ob das positive Zuschreibungen waren, oder ob sie nicht eher kultureller Herablassung und dem Wunsch nach impe-

rialer Bevormundung entsprangen. Dasselbe galt allerdings umgekehrt für solche scheinbar negativen Epitheta wie «barbarisch», «grausam», «anarchisch», «fanatisch», «fatalistisch» oder «asiatisch», die ebenso gut als Ausweis von Stärke und potentieller Machtentfaltung gewertet werden konnten, welche je nach Standpunkt und Interessenlage mehr gefürchtet oder mehr bewundert wurden. Das alles entschied sich erst im Kontext des politischen oder ideologischen Weltbildes des jeweiligen Betrachters. Und diese Weltbilder konnten sich ändern, oft sogar sehr rasch, je nach Entwicklung der historischen Situation – wie gerade das Beispiel der NSDAP und ihrer führenden Ideologen besonders eindrucksvoll beweist.

Dagegen liefen die Traditionen einer forcierten «Freundschaft», wie sie innerhalb der kommunistischen Weltbewegung, etwa der KPD vor 1933 und der SBZ/DDR nach 1945, gang und gäbe waren, in Wirklichkeit auf eine teils fiktionale, teils selektive Wahrnehmung der russischen Geschichte, Kultur und Gesellschaft hinaus. Ein Panorama geschichtlicher Klassenkämpfe wurde retrospektiv ausgemalt und amtlich-wissenschaftlich kodifiziert, das zur realen Geschichte des Landes bestenfalls einen ephemeren Bezug hatte; während viele der bedeutendsten Kulturleistungen Russlands, große Teile seiner vergangenen und gegenwärtigen Literatur, Kunst und Philosophie, aber auch seiner wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften oder seiner lebensweltlichen Zivilisation ausgeblendet und entwertet, unterdrückt und ausgelöscht wurden. Auf dem Höhepunkt dieser «Freundschaft» verschwand die gesamte neuere Geschichte Russlands im «Kurzen Lehrgang der Geschichte der KPdSU» wie in einem schwarzen Loch.

Ideologien des 20. Jahrhunderts

Im Rahmen der modernen Ideologien und totalitären Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts erfuhren alle überkommenen Freund- und Feindbilder, Vorurteile, Stereotypen usw. eine entscheidende Verschärfung. Freilich haben diese modernen Ideologiekomplexe und Massenbewegungen sich nicht in einem leeren Raum der Historie entwickelt. Bei allen Ansprüchen auf universale Gültigkeit ihrer Lehren und Doktrinen blieben «Bolschewismus», «Faschismus» oder «Nationalsozialismus» (wie der «Maoismus») letztlich immer Produkte bestimmter Länder und Gesellschaften in bestimmten Zeitumständen, deren Ambitionen und Aspirationen sie in radikalisierte Form formulierten. Wo immer es ihnen gelang, jenseits der eigenen Grenzen Proselyten zu machen, handelte es sich binnen kurzem um Anver-

wandlungen und Neuschöpfungen – wie es prototypisch schon beim ersten Auftauchen doktrinärer «Marxisten» in Russland der Fall war. Marx und Engels haben diesen Prozess noch zu Lebzeiten mit wachem Misstrauen und einiger Irritation begleitet.

Richtig ist gleichwohl, dass sich alle diese Bewegungen, Ideologiekomplexe und «Systeme» in einem engen historischen Bezug aufeinander entwickelt haben – nicht im naiven Sinne von «Vorbildern» oder «Schreckbildern» allerdings, sondern in einem komplexen Geflecht wechselseitiger Faszinationen und Phobien, Attraktionen und Repulsionen, Rivalitäten und Kollaborationen.

Für Otto-Ernst Schüddekopf war die Geschichte der modernen totalitären Bewegungen vor allem und zunächst die Geschichte von vier Ländern: von Frankreich, Italien, Russland und Deutschland. Dabei habe es sich jeweils um Versuche gehandelt, Nationalismus und Sozialismus auf eigentümliche Weise zu synthetisieren, um auf dem Boden der sich Bahn brechenden Moderne und akuter Krisengefühle einen «Aufstand gegen die Moderne» zu entfesseln und Modelle einer neuen, gebundenen, «integralen» Gesellschaft zu entwerfen.¹⁶ Auf dieser Sichtachse ergibt sich eine – durchaus schlüssige – historische Reihenfolge. So war es anfangs das 1871 besiegte Frankreich, das nach einem Wort Ernst Troeltschs «das Experimentierfeld des europäischen Gedankens» wurde, sowohl was die Ausbildung eines «integralen Nationalismus» (nach Charles Maurras) mit den Komponenten von Antirationalismus und Vitalismus (Bergsons «élan vital»), Mythos der Gewalt (als «violence» im Sinne Sorels), «Kult der Erde und der Toten» (Barrès), charismatischem Führertum (im Geiste eines cäsaristisch gesteigerten Bonapartismus) betraf, wie auch, was die Entwicklung eines ideologisierten und aktivistischen Antisemitismus anging, speziell in der Periode des Dreyfus-Prozesses.

Am Ausgang des Weltkriegs, der Frankreich auf der Seite der Sieger sah, waren es dann vor allem das zusammengebrochene Russland, das «betrogene» Italien und das besiegte Deutschland, die auf jeweilige, spezifische Weise zu Horten totalitärer Massenbewegungen wurden, die sich in einem mehr oder weniger kurzen und gewaltsamen Prozess Staat und Gesellschaft ihres jeweiligen Landes unterwarfen und für ihre weiter greifenden Zwecke einsetzten. Dabei waren Lenins «Bolschewismus», Mussolinis «Faschismus» und Hitlers «Nationalsozialismus» an sich nur modernisierte und national angepasste Synthesen längst vorhandener Ideologeme, die ihre Durchschlagskraft denn auch weniger aus diesen Formeln und Losungen selbst als aus den radikal veränderten psychischen Dispositionen ihrer Akteure bezogen.

In diesem Buch geht es insbesondere darum, besser zu verstehen,

warum sich gerade in Deutschland und in Russland Bewegungen und Ideologien entwickelt haben und zur Macht kamen, die schließlich auf jeweilige Weise ein «singuläres» Potential der Destruktion und Vernichtung nach innen und nach außen entfesselt haben. Beide Länder ragen nicht nur jedes für sich aus der Geschichte des Weltkriegszeitalters heraus. Sondern sie waren in diesem Prozess auch auf denkbar intensive und komplexe Weise aufeinander bezogen – durch ein «Verhältnis von Hassliebe, wie es vielleicht in der Geschichte einzig dasteht» – so Walter Laqueur¹⁷ –, aber vor allem auch durch ein ganzes System gegenseitiger Entlehnungen und Übertrumpfungen; und fast immer im expliziten oder impliziten Bezug auf etwas Drittes: «den Westen».

Der Erste Weltkrieg war der primäre und entscheidende Generator all dieser Prozesse. Er totalisierte alle gesellschaftlichen Lösungsvorstellungen, mobilisierte zivile und bewaffnete Massen in ungeahnten Größenordnungen und beförderte fundamentalistische Selbstzuschreibungen und Selbstberufungen jeder Art. Er radikalisierte alle Feindschaften und Freundschaften, alle Phobien und Affinitäten, und zwang auch die Verfechter einer pluralen und demokratischen Gesellschaft, ihren Zielen eine ideologisch-propagandistische Form zu geben. Insofern kann man sagen, dass alle geschichtsmächtig gewordenen Ideologiekomplexe und Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts – jedenfalls im europäischen Raum – im Kontext des Ersten Weltkriegs und der anschließenden revolutionären Erschütterungen und Umbrüche entstanden sind. Sowohl der Begriff des «Westens» wie der des «Ostens», in der politisch-weltanschaulichen Bedeutung, in der sie einen großen Teil des 20. Jahrhunderts geprägt haben, dürften sich erst in dieser Periode herausgebildet haben. George Kennans Formel vom Ersten Weltkrieg als «*the great seminal cathastrophy*»¹⁸ – im Doppelsinne von «ursprünglich» und «schöpferisch» – umschreibt nicht zuletzt diese Tatsache, die mit der geläufigen Übersetzung als «Urkatastrophe» nur unzureichend erfasst wird.

Russland und Deutschland, kein Zweifel, haben bei alledem eine (fatale) Schlüsselrolle gespielt. Zugleich, inmitten aller Krisen und Katastrophen, haben sie allerdings auch eine Zeitperiode durchlebt, deren kultureller Ertrag weit herausragt. Das alles vollzog sich in einem vielfältigen und intensiven Bezug aufeinander, der heute kaum noch erinnert und fast nicht mehr nachvollziehbar ist. Wenn schon, muss es sich darum handeln, diesen «Komplex» oder «Nexus» zu rekonstruieren.

I. VORKRIEG UND WELTKRIEG

I. Sendling des Reiches

«Es war Winter. Ich reiste ... sofort nach Sibirien zurück. Bei Nacht, in tiefem Schnee und in bitterster Kälte, feierte ich mein Wiedersehen mit Tomsk. Hier blieb ich einige Monate wohnen, bis die Steppe zu blühen begann. Dann reiste ich den Strom hinauf, mietete Knechte und Pferde und stieg über das Altaigebirge. Ich war Odysseus in den Sandwüsten der Mongolei ..., ein Fremdling unter den Mongolen, dem ritterlichsten und armseligsten der Völker, und warf eine ungeheure Last von mir. Unter diesen Menschen lebte ich auf der Stufe eines früheren Jahrtausends, in diesen Wildnissen lernte ich, was Freiheit ist. Seht doch den Einzelnen ..., den Entdecker auf eigene Faust, mit der Handvoll Leute, die er um sich hat, sibirische Fuhrleute und mongolische Reiter ... Ihr Führer, losgelöst von der geistigen Masse, der er entstammt, schwebt in der Luft. Als ein armer Späher und Pilger überschaut er die Landschaften ... Doch ein Faden zieht sich hinter ihm her, durch das Labyrinth des Unerforschten, der das Gesehene nun in das Netz des Gekanntten einmal für immer verknüpft.»¹

Als Führer, Pilger und Entdecker muss der Fremdling seine Überlegenheit im Kampf mit Mensch und Natur bewähren. Davon handelt die Erzählung «Der Knecht», die der Herausgeber einer Anthologie später mit den Worten rühmte: «Prachtvoll ist in der Erzählung «Der Knecht» die Gestalt des Gelehrten herausgearbeitet, der – ein Herren- und Willensmensch – rücksichtslos seiner Sache dient und durch seine überlegene geistige Haltung den Widerstand des russischen Knechtes bricht.»²

Der Hass des russischen Knechtes hatte sich am Notizbuch seines Herrn entzündet. «Einen Gott hatte dieser Deutsche, der jede Gemeinsamkeit mit Wanja unmöglich machte: sein Notizbuch. Diesem kleinen Buch in seiner Tasche diente er morgens und abends. Gott allein mochte wissen, was es zu schreiben gab.»³ Dieses Notizbuch – eine Reihe durchgeschwitzter und verfleckter Hefte – ist erhalten geblieben und gibt einen starken Eindruck von der psychologischen Verfassung seines Autors. «Das Land liegt vor mir wie eine Karte ... Macht des Willens: stärker als Tod und Krankheit», notierte er, noch auf der Hinfahrt nach Tomsk.⁴ Für die Zeit nach der Rückkehr entwarf er den «Plan eines Gedichtes» oder «Epos» über Asien: «Das So-

ziologische, Motorische und Geistige von allem u. das Wirken des Europäismus, episch ausgedrückt ... Homerisch!»⁵

Die ungeheuren Lebensalternativen, die er vor sich sah, sind aus einer weiteren Notiz zu ersehen: «Frage, ob jetzt die Stufe zur Macht erklimmen, oder zurückkehren zum endgültigen Verzicht: zur Größe ohne Zeit ..., ein [Gelehrter u.] Dichter mit ungeheurem Erfolg werden, Politischer Denker (nicht Guerillaführer) ..., Religionsstifter vielleicht.»⁶

In diesen wenigen entzifferbaren Satzketten hat man alle Ingredienzien beieinander, die die weitere Existenz unseres Protagonisten, wenn auch nur virtuell, bestimmen sollten: Dichter, Gelehrter, politischer Denker, Guerillaführer, Religionsstifter – an der «Stufe zur Macht» ... Der Zarathustra-Ton ist unüberhörbar. Man könnte das für ein bloßes Zeugnis individueller Exaltiertheit nehmen, das es auch war. Aber zugleich enthüllt sich darin etwas von den halluzinatorischen Weltgefühlen und der prometheischen Vermessenheit einer ganzen Generation.

Ein Westler im Osten

Über den reisenden Schriftsteller und Journalisten Alfons Paquet, von dem diese frühen Aufzeichnungen stammen, heißt es in Albert Soergels «Dichtung und Dichter der Zeit», deren Neue Folge «Im Banne des Expressionismus» 1925 erschien: «Lange, ehe Aller Augen östlich sich kehrten, war Paquet im Osten daheim, wusste er, der Mensch des Westens, dass doch <im Osten jede Frage schlummert, deren Antwort unser europäisches Schicksal heißt.>»⁷

Tatsächlich hatte Paquet der virulenten Zeitströmung einer geistig-literarischen Ostorientierung, über die Soergel wie über eine unbestreitbare Tatsache spricht («als Aller Augen sich östlich kehrten»), nicht nur einige zentrale Stichworte geliefert, sondern er verkörperte sie durch seine gesamte Biographie. Dabei lag sein größter Erfolg als Autor noch vor ihm: die 1924–26 von Erwin Piscator «in russischem Stil» inszenierten Revolutionsdramen «Fahnen» und «Sturmflut». Und noch war von Paquets Moskauer Tagebüchern aus dem Revolutionsjahr 1918, die man Jahrzehnte später «zu den klassischen Quellen dieses weltgeschichtlich so tief einschneidenden Ereignisses» zählen würde, nichts bekannt.⁸

Umso prominenter war Paquet durch seine «Briefe aus Moskau» geworden, seine Berichte als Korrespondent der «Frankfurter Zei-

* Eckige Klammern: Im Original durchgestrichene Worte. Orthographie wie im Original.

tung» aus dem belagerten Moskau 1918, und dann durch seine Vorträge über den «Geist der russischen Revolution», die er nach seiner Rückkehr 1919 vor großem Publikum hielt⁹, sowie schließlich durch eine dichte Folge von Artikeln und Essays, die gerade mit ihrem Gestus geschichtlicher Weissagung seinen Ruf als berufener Kenner und Interpret all dessen begründet hatte, was sich hinter dem eisernen Vorhang mit der geheimnisvollen Aufschrift «Bolschewismus» an unklaren Hoffnungen und Drohungen verbarg.

Ihn selbst ließ dieses Thema nicht mehr los. So beteiligte er sich an Kampagnen zur Unterstützung des hungernden und um seine Existenz kämpfenden Sowjetrussland, und 1923 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der «Gesellschaft der Freunde des neuen Russland». In einer Serie von Artikeln und Essays («Rom oder Moskau»), in einem futuristischen Revolutionsroman («Prophezeiungen») und in seinen Revolutionsdramen («Fahnen» und «Sturmflut») kam er immer wieder auf seine russischen Erfahrungen und Inspirationen zurück.

Nimmt man Paquets frühe asiatische Reiseberichte und -notizen sowie seine übrigen literarischen und essayistischen Arbeiten hinzu, und schließlich seinen ungedruckten (auf bezeichnende Weise gescheiterten) Schlüsselroman «Von November bis November», den er Anfang der dreißiger Jahre auf Basis seiner Stockholmer und Moskauer Aufzeichnungen verfasste¹⁰ – dann zeigt sich ein Kontinuum des Nachdenkens über Russland und «den Osten», das zeitlich und thematisch einer sehr viel breiteren Unterströmung in der deutschen Gesellschaft dieser Weltkriegsepoche entsprach.

Weltkind in der Mitten

Natürlich kann man fragen, ob dieser emphatische Weltbürger, religiöse Dissident, langjährige Freund Sowjetrusslands und standhafte Nazi-gegner geeignet ist, ein genaueres Bild der Einstellungen einer repräsentativen deutschen Öffentlichkeit gegenüber Russland in der fraglichen Periode von 1900 bis 1933 zu liefern. Andererseits trägt die Stilisierung Paquets zum humanistischen Außenseiter und weißen Raben¹¹ kaum der Tatsache Rechnung, dass sein Werdegang und seine Ansichten im großen und ganzen den Hauptlinien der deutschen Weltpolitik folgten, deren treibende Motive und wesentlichen Gehalte er auf seine eigentümliche Art und Weise formulierte und reflektierte.¹²

Der untersetzte junge Mann mit den großen, aufgerissenen Augen und Zügen eines deutschen Simplicius Simplicissimus, Sohn von «ehrsamen kleinbürgerlichen Geschäftsleuten», der es vom einfachen Lehrling zum Staatswissenschaftler, Forschungsreisenden, Schriftstel-

ler und Dichter, Zeitungskorrespondenten und Botschaftsattaché mit besonderer Mission gebracht hat, repräsentierte mit seinem ganzen Lebensweg auch die ausgreifende Suche nach einem deutschen Standpunkt, der Weltgeltung und Weltmacht versprach. Wenn er sich von den Objekten seiner strategisch gewählten Zuwendungen, vor allem den Ländern und Kulturen des nahen und fernen «Ostens», immer wieder faszinieren ließ, wenn er im Fremden das Eigene und im Eigenen das Fremde suchte und es nie lassen konnte, daraus universale Menschheitsideen und nationale Schicksalslinien zu destillieren, dann war er darin keineswegs untypisch.

Umgekehrt könnte man sogar sagen, dass die Unbedingtheit des deutschen Willens zur Weltmacht in der romantisch-universalistischen Version, die Paquet vertrat, nur umso deutlicher zutage trat, da dieser forcierte Universalismus gerade ein Verweis auf die Totalität dieses Wollens war. Ein Eifer des Dazugehörens und Mittuns, gesteigert bis zum Gestaltenwollen im großen und allergrößten Maßstabe, gehörte zum ureigenen und zeittypischen Charaktertypus des Mannes. Davon zeugen bereits seine frühen, großen Reisen, auf denen er vorgreifend, vortastend, explorierend den Kraftlinien der deutschen Weltpolitik folgte. «Ich fühlte unermessliche Jugend im Stolz eines hohen Dienstes, empfand mich pflanzenhaft als einen Trieb am Wachstum eines freudigen Deutschland zwischen Geist und Natur in der Mitte.»¹³

Als Weltkind in der Mitten vereinte Paquet in seinen Texten Sachlichkeit mit Poesie, Geopolitik mit Religion, Philosophie mit Ökonomie. Er verkörperte geradezu in Reinkultur die hochgemute Selbstgewissheit, dass der Aufstieg des Reiches zur Großmacht der Welt etwas Wesentliches zu geben habe und dass Deutschland eine Mission unter den Völkern zu erfüllen habe. Das Weltbürgerliche war für ihn imperial, das Imperiale war weltbürgerlich gefärbt. Und beides wurzelte organisch im Nationalen wie im Lokalen.

Wenn er sich als «Franke» und zugleich als «Rheinländer» definierte, so war das nur die nähere Bestimmung seines Deutscheins und Europäertums. «Von Köln ab nordwestlich finde ich überall meinen eigenen, etwas viereckigen, blonden Typus wieder, Erinnerung eines germanischen und keltischen Zusammenhanges».¹⁴ So, nach «Herkunft», «Physiognomik» und «Typus», beurteilte, beäugte und befragte Paquet voller Neugierde auch alle anderen Menschen, die er auf der weiten Welt traf. Jede solche Charakteristik galt ihm für bedeutsam. Physisches und Mentales, Historisches, Mythologisches und Soziales flossen darin fast naturhaft zusammen. Als «ein Mensch, dem die Raumbeziehungen der Völker und der kleinsten Menschengruppen in jeder Faser fühlbar geworden sind», widerstrebte es ihm, sich «ameri-

*Alfons Paquet im
mongolischen
Uljassutai, 1908*



kanisch einen Selfmademan zu nennen». Vielmehr: «Ich bin nichts als eine gradlinige Fortsetzung meiner Väter und Mütter, nichts als ein Stück Leben der europäischen Provinzen, aus denen ich stamme.»¹⁵

Das war weniger biedere Volkstümelei als schöpferischer Auftrag und höhere Bestimmung. So weigerte Paquet sich gerade als «Franke», die von den Römern errichtete, «verfluchte Grenze» zwischen Gallia und Germania anzuerkennen, da sie «mich von jenem Teil meiner größeren, tausendjährigen Heimat trennt, die aus den Falten des Taunus ... zu dem sonnigen Lothringen hinübergeht».¹⁶ Seine Vorfahren, Handwerker, Bäcker, Schulmeister, Advokaten oder Soldaten, hatten auf beiden Seiten dieser Grenze gelebt. Das «Rheinische» seiner Herkunft wies für ihn weit voraus und enthielt im Keim schon das künftige Europa, dessen Kernprovinz einmal das Rheinland sein würde. Das war eine offensive Wendung der deutsch-nationalen Vorstellung vom «Rhein als deutschem Schicksalsfluss», die zur Idee eines europäi-

schen Imperialismus überhöht wurde, dessen natürliches Zentrum Deutschland war. In den zwanziger Jahren würde er sich deshalb zu den «Rheinischen Dichtern» zählen. Gerade so kam er nach Osten.

Frühe Explorationen

Mit dem ersten selbstverdienten Geld fuhr der 22-jährige, dessen frühe Gedichte und Erzählungen eben gedruckt worden waren und der in Heidelberg ein Studium der Philosophie, Geographie und Volkswirtschaft aufgenommen hatte, im Sommer 1903, ohne ein Wort Russisch zu sprechen, nach Sibirien und in die Mandschurei. «Die Ostchinesische Bahn war eben fertig geworden, und ich fuhr hin, um sie als einer der ersten zu beschreiben.»¹⁷

In diesem Entschluss drückte sich ein gesteigertes Weltgefühl aus, ein Rausch der neuen globalen Kommunikationen, und vor allem der Eisenbahnen, die den eurasischen Kontinent zum ersten Mal durchgehend erschlossen.¹⁸ Paquet nennt «diese schwarzen Ungeheuer» in einem seiner ersten Feuilletons liebevoll «Welteroberer».¹⁹ Darüber hinaus war die Reise ein Akt persönlicher wie nationaler Selbstfindung, in dem der romantische Imperialismus des jungen Mannes Nahrung und Bestätigung suchte. Und tatsächlich, wohin er kam, vermochte er sich mit anderen Menschen zu verbinden und auszutauschen. Aber dieselbe Fähigkeit beobachtete er bei den Deutschen, die er in jeder noch so entlegenen Garnison oder Pioniersiedlung Sibiriens antraf. Überall schienen sie wohlhabend und tüchtig, und wirkten «unter der trägen Masse des russischen Volkes ... wie der Sauerteig unter den drei Scheffeln Mehl».²⁰

Auf der Fahrt in den billigen Kurier- und Postzügen (die Strecke Berlin-Wladiwostok kostete ihn hin und zurück nicht mehr als 200 Mark) verfasste Paquet für Zeitungen daheim Korrespondenzen in einer Mischung aus launigen Kolonialaneddoten und ernsten global-strategischen Betrachtungen. Was ihn gerade nach Sibirien und an den Pazifik trieb, war die fixe Vorstellung, dass hier im fernsten Osten noch freier Entwicklungsraum sei, aber auch ein neuer Knoten der «Weltpolitik» sich schürzte. Es war der Vorabend des russisch-japanischen Krieges, und Paquet spürte die gewittrige Spannung über allem Leben und Treiben, das er beobachtete.

Dem Enthusiasmus seiner «geographischen Gedichte», in denen er die «Weltphysiognomik» zu erfassen suchte, tat das keinen Abbruch, im Gegenteil: «Jenseits der schwarzen Ackersteppen Russlands mit ihren bunten Windmühlen / Und ihren struppigen blonden Strohhütten, deren Fensterchen zur Sonne blitzen; (...) / Am jenseitigen Rande

des größten Kontinents, einen Tag näher dem Sonnenaufgang / Werden unsere zukünftigen Städte auferbaut, / Starke Siedlungen, behütet von weitblickenden Hügeln, / Wo über den eingegrabenen Geschützen die Fahnen Europas sich bauschen: / (...) Ankergründe und Landplätze der Kauffahrtschiffe vieler Staaten.» So eins seiner «homerischen» Poeme über «Die Stadt, genannt Die Ferne».*²¹

Zurück daheim, verfasste der 22-jährige Studiosus gleich eine Denkschrift zu Händen des Reichskanzlers.²² Deutschland, so hieß die allgegenwärtige Formel der Zeit, musste «Weltpolitik» treiben, und er wollte mit von der Partie sein. Aber ganz entsprechende Überlegungen wie für Russland stellte er zwei Jahre später auch für die Türkei und das Osmanische Reich an, nach einer neuen Reise, die ihn diesmal die Donau abwärts nach Konstantinopel und über die von Deutschland gebaute Anatolische Bahn nach Angora (Ankara) führte. Von dort ging es über die erste Teilstrecke der krisenumwitterten Bagdad-Bahn weiter bis nach Syrien.²³

Paquets Berichte schwelgten in Visionen neuer weltwirtschaftlicher Verkehrslinien, die in heftiger Konkurrenz miteinander lagen. Die «Zukunftsbahn Hamburg-Basra», schrieb er, werde vielleicht bald schon dem Suez-Kanal den Rang ablaufen und in Britisch-Indien ihre besten Kunden finden. Auch einen Abzweig über Damaskus «in das von den Engländern bedrohte Mekka» oder nach Jerusalem sah er voraus.²⁴ Aber die entscheidende Funktion der neuen Bahnlinie schien ihm in der Stabilisierung des Osmanischen Reiches zu liegen. Während Briten und Franzosen nur ein paar Stichbahnen gebaut hätten, um die Türkei «vom Mittelmeer aus anzubohren», sei die deutsche Anatolien-Bahn eine Gabel, auf die der Sultan das ganze Land aufspießen könne, und damit ein Rückgrat seines Reiches. «Eine Gabel von deutschem Eisen!»²⁵

Darin enthüllte sich für Paquet der wesentliche Unterschied zwischen deutscher «Weltpolitik» und britischem oder französischem «Imperialismus». Wo die westlichen Rivalen mit Kapital und Waffen operierten, um zu erobern und auszubeuten, da die Deutschen mit Menschen und Technik, um zu entwickeln und aufzubauen. Was Deutschland zur Weltmacht prädestiniere, sei vor allem sein Reichtum

* Gemeint war das neu angelegte Dalni, von dem es später im Manuskript «Von November bis November» voll melancholischem Enthusiasmus heißen wird: «Eine Siedlung, bestimmt für Millionen Europäer, Chinesen, Japaner, Inder. Eine Handelsstadt für alle Großfirmen, alle Schiffahrtslinien der Welt. Ihre Boulevards, ihre Paläste sollten einmal die von Petersburg an Großartigkeit übertreffen, ihre rationale Anlage, ihre Weiträumigkeit versprach San Francisco zu überflügeln.» (Bl. 170)

an tüchtigen Menschen: Sechzig Millionen auf Heimatboden, zwanzig Millionen draußen in aller Welt. «Wohin mit dem Reichtum? Wir wissen es nicht.»²⁶

Die USA hätten sich längst Südamerika als Einflusszone gesichert; Großbritannien, Russland und Japan betrieben die Neuverteilung Asiens. Frankreich baue sein nordafrikanisches Reich. «Wo bleiben die Deutschen?»²⁷ Sie müssten sich ihre eigenen Betätigungsfelder suchen, die, Paquet zufolge, nicht im verschlossenen Westen oder im tropischen Süden, sondern nur im weitläufigen Osten zu finden waren.

Strategien der Assimilation

Schon in seinem Türkei-Bericht wird der Umriss einer Strategie sichtbar, die er in den folgenden Jahren auf seinen Reisen nach Russland, China und die Mongolei weiter ausmalte. In beiden östlichen Reichen sah er die herrschende Staatsmacht und Staatsnation mit der Aufgabe der Entwicklung der materiellen Ressourcen und lebendigen Potentiale des eigenen Landes klar überfordert. Und wie in Russland, fand er auch in der Türkei entlang der Eisenbahn überall Deutsche am Werk, etwa einen von deutschen Landwirten geleiteten «Kulturdienst», der den anatolischen Bauern intensiven Ackerbau und Viehzucht beigebracht und auf der ganzen alten Hochebene «ein Aufblühen ohnegleichen» bewirkt habe.²⁸

Als imperiale Strategie griff das weiter und umfasste mehr als eine Politik wirtschaftlicher Durchdringung. Man könnte es einen Imperialismus der wirtschaftlich-kulturellen Assimilation oder Substitution nennen. Statt auf die Eroberung «leerer» kolonialer Räume oder die Errichtung militärischer Stützpunkte in Afrika oder in Übersee sollte das Deutsche Reich sich darauf konzentrieren, alte, konservative Großstaaten wie das Habsburgische und das Osmanische, das Russische und womöglich das Chinesische Reich als Bundesgenossen zu gewinnen und ihren Körper mit neuem Leben und neuer Dynamik zu erfüllen.

Auf welche Höhen romantischer Selbstentwürfe und phantastischer Weltvisionen diese Vorstellungen den jungen Paquet trieben, zeigten seine beiden nächsten großen Reisen über Sibirien in die Mongolei und nach China. Von der halbjährigen Fahrt, die er im Februar 1908 gleich nach dem Abschluss seiner Dissertation²⁹ antrat und die offenkundig die Erfüllung eines lang aufgeschobenen Wunsches nach Rückkehr an die Schauplätze seiner früheren Erkundungen war, hat er noch zwei Jahrzehnte später, schon als linker Antiimperialist, jene eingangs zitierte, autobiographische Skizze im Zarathustra-Ton gezeich-

net, worin er als ein jugendlicher «Odysseus in den Wüsten der Mongolei» seine künftigen Rollen als Dichter und Weltreisender, Gelehrter, politischer Denker, Guerillaführer oder gar Religionsstifter durchspielte – an der «Stufe zur Macht».

Asien gründlich verändert

Aus der Reise 1908 entstanden zwei Bücher: Eine «Politisch-Geographische Studie»³⁰ Sibiriens und der Mongolei und eine Sammlung seiner mit fliegender Feder verfassten Korrespondenzen unter dem Titel «Asiatische Reibungen»³¹. Darin erschienen die alten und neuen Mächte Asiens nicht länger als bloße Objekte, sondern als aufsteigende Subjekte und Mitspieler der Weltpolitik: «In Asien geschieht wieder wirkliche Geschichte ... Die Saaten Europas gehen auf ..., der Osten zahlt dem Westen seine Gierden heim! ... Europa schwelgt im Rausch seiner Luftfahrten, schwelgt im Glanz seiner Maschinen, aber es verzagt vor den Problemen ... seiner Menschenmassen. Der Osten aber handelt frei und menschlich ideenlos unter dem einzigen, alles beherrschenden, zeugungskräftigsten aller Gedanken: dem Machtgedanken des Vaterlandes und der Rasse ... Der Turmbau der gelehrten Literatur über jene Länder ist im Steigen, aber zugleich im Wanken: China im Erwachen wirft die Türme über den Haufen ... Amerika, die Karikatur Europas ..., liegt beiseite, da Asien warm wird; wir spüren einen Geruch von Schweiß und Blut und umgewendeter Erde, der von dorten kommt ...»³²

Diese Beschwörung von Blut, Schweiß und Erde war eine kaum verhüllte Aufforderung an das Deutsche Reich, seinerseits «wirkliche Geschichte» zu machen. Bald schon könne die Mandschurei zum Schauplatz eines zweiten Waffengangs zwischen Russland und Japan werden, «des Endkampfes um das Gebiet zwischen Meer und Baikalsee», d. h. um ganz Russisch-Sibirien.³³ Für Deutschland kam es vorerst nicht darauf an, in diesen Konflikten Partei zu nehmen. Vielmehr: «Wir müssen Asien entdecken, wie Amerika begonnen hat, Europa zu entdecken.»³⁴

Asien aber beginne schon in Sibirien. Es sei «das Fatum der Russen, dass sie durch ihren phantastischen Zug nach dem Osten, durch ihre Städtegründungen und Wegebauten in den bis dahin so gut wie menschenleeren Gegenden ... das chinesische Element magnetisch an sich gezogen» hätten, ohne es assimilieren zu können.³⁵ Diese chinesischen Arbeiter oder Verkäufer seien gewissenhaft, billig und lernten schnell russisch – für deutsche Kaufleute und Unternehmer die idealen Arbeitskräfte.³⁶ Die Deutschen aber erschienen Paquet mehr

denn je als die prädestinierten Kolonisatoren Sibiriens: «Ich finde bei Deutschen mehr gute Kenner des Landes, wie mir scheint, als bei den Russen».³⁷

Auf der Suche nach dem «Li»

Bei Paquets dritter Russland-Asien-Reise 1910 hatten sich die Kriegswolken im Fernen Osten wieder verzogen, und das Panorama der systematischen russischen Binnenkolonisation Sibiriens leuchtete in noch stärkeren Farben. Wie 1903, fuhr er die ganze Strecke von Berlin nach Wladiwostok und Harbin ab. Und zum ersten Mal kam ihm nun auch das eigentliche Russland in den Blick und gewann an sinnlicher Präsenz: «Es riecht wieder nach Juchten und alten Säcken, nach Pferden, nach lange getragenen Kleidern». Gleich hinter Wirballen, der lebhaften ostpreußisch-russischen Grenzstation, begann «ein Leben im großen Stil».³⁸ Die schwerfälligen Züge und breiten Wagen des Sibirien-Express erinnerten den Weltreisenden an verwitterte Ozeandampfer, die hinausfuhren «in das geographische Nirwana, Sibirien, den Stillen Ozean des Zaren».³⁹

Der Eindruck der Langsamkeit und Trägheit täuschte allerdings. Denn überall entlang der Strecke sah Paquet Städte in amerikanischem Tempo aus dem Boden schießen. Tatsächlich seien vom Zuwachs der Weltbevölkerung «in den letzten fünfzehn Jahren allein auf das gesamte Russland nicht weniger als dreißig Millionen und von diesen auf Sibirien vielleicht fünf Millionen» entfallen.⁴⁰ Vor Wladiwostok registrierte er «mit Überraschung, wie dies Land seit wenigen Jahren russischen Charakter angenommen hat».⁴¹

Letztlich wurde aber auch diese Fahrt wieder eine Reise in das Reich der Mitte, dem noch immer das größere Interesse galt. In China wollte Paquet, wie er einem Petersburger Freund erklärte, «das Li suchen», welches der «wohlklingende Ausdruck für Anstand, Schönheit, Maß, innere Höflichkeit und Zeremonie» sei.⁴² Und in den Ahnenkulten, den konfuzianischen Gesetzen, in Laotses Lehre vom Tao, vor allem aber in der zähen Selbstbehauptungskraft der chinesischen Gilden fand er, wonach er gesucht hatte: lebenskräftige Residuen jenes spirituellen Bandes, das, wie er glaubte, in der «altchinesischen» Gesellschaft einst die Träger der staatlichen Autorität und die verschiedenen Stände und Klassen, Generationen und Nationalitäten, und sogar die Lebenden und die Toten umgriffen habe – und vielleicht künftig auch wieder umgreifen könnte.

In dem vornehmen Beamten und Philosophen Ku Hung-Ming, dem Verfasser eines modernen konfuzianischen Katechismus, fand er

prompt einen Kronzeugen seiner Ideen: «Und wie er mit Sorgen von England sprach, das durch seinen Vortritt auch Deutschland auf den harten Weg der Rüstungen dränge, war es mir von diesem fremden gelehrten Manne ein denkwürdiges Bekenntnis, dass er vom deutschen Geist noch am ehesten die große Synthese der Kulturen erwartete.»⁴³

Und also entwarf Paquet, ganz «im Stolze eines hohen Dienstes», ein recht absurd anmutendes Programm der Umwandlung der deutschen Kolonie Tsingtau in einen «Ort der Selbstbesinnung, der geistigen Arbeit, des Denkens»⁴⁴ sowie eines «groß gedachten ... China-dienstes durch das Auswärtige Amt». An die Spitze der Pekinger Botschaft gelte es unbedingt «einen Mann zu setzen, der China gründlich kennt, Staatsmann und Gelehrter zugleich».⁴⁵

Diese Idealvorstellungen einer Weltmission kulminierten im Entwurf eines besonderen Instruments deutscher Politik: eines Weltordens von «Sendlingen» – deren Prototypus offenkundig er selbst war: «Das Kupee der Eisenbahn, die Kabine des Dampfers ... sei die Klosterzelle, und jede Reise über die Grenzen des Vaterlandes eine Sendung im Gehorsam gegen die innere Stimme. Unsere Weltflucht muß nach vorwärts, in die Einsamkeiten, in die Versuchungen und in die Größe des Weltbürgertums. Es wäre Zeit für einen neuen Orden von wandernden Schülern ..., eine Vergeistigung der Erde durch das deutsche Wesen.»⁴⁶

Antiwestliche Affekte eines Westlers

Bei dieser «Vergeistigung der Erde durch das deutsche Wesen» war es Deutschland aufgegeben, die alten und neuen Ideen des Ostens aufzunehmen, um sie mit dem Erbe des Westens zu einer «großen Synthese der Kulturen» zu verschmelzen. Die politische und ideologische Gegnerschaft Paquets gegen die westlichen Staaten und Gesellschaften hatte ihre Ursache gerade in einer unmittelbaren Affinität und Rivalität. Darin unterschied er sich, zumindest auf den ersten Blick, von den Vertretern des zeitgenössischen deutschen Kulturpessimismus und Antimodernismus.

Paquet schien im Gegenteil ein Enthusiast nicht nur der modernen Industrien, grenzüberschreitenden Kommunikationen und großen weltwirtschaftlichen Erschließungen, sondern vor allem der Städte. «Ich fühlte mich immer wieder zu Städten hingezogen ... Alle Städte wollen irgendwie das Unmögliche. Sie sind tragisch ... Sie sind die unerschöpflichen, schwer zugänglichen Werke der Generationen wie ich selber ... Jede Stadt war einmal ein Wagnis ..., voll Mut selbst zum Bö-

sen, voll Mut, jede einzelne Funktion des Menschen zu kategorisieren ... Mir sind Städte bleibender, wichtiger als Staaten. Ich selbst komme mir manchmal vor wie eine Stadt.»⁴⁷

Passagen wie diese zeigen einen Autor und praktischen Anreger, der seiner Zeit in vielem voraus war. Aber es gab in dieser Weltläufigkeit immer auch einen Zug des Bodenständigen. Alles Allzu-Fremde, Nicht-Kommensurable wurde auf romantisch-bürgerliche oder romantisch-imperiale Weise sogleich «eingemeindet». So enthielten Paquets gigantische Erschließungs-Prospekte immer Reminiszenzen eines aufgeklärten Absolutismus oder faustisch-goethischen Natur- und Kultur-Idealismus. Seine Städtebilder hatten stets etwas von pfahlbürgerlichem Mittelalter mit einem Einschlag von Renaissance. Und seine nach dem Weltkrieg entwickelte, recht avantgardistisch anmutende Idee eines «Europa der Städte» war eher eine moderne Neuauflage der spätmittelalterlichen Städtebünde und schloss die eigentlichen Weltmetropolen tendenziell aus. Es mussten schon gewachsene, nicht über sich hinausgewachsene Städte sein, die eine historische «Individualität» im deutschen Sinne aufwiesen.

London war die erste Weltmetropole gewesen, in die er als 15-jähriger Lehrling im Tuchgeschäft eines Onkels an der Oxfordstreet geraten war und die zunächst sein lebhaftes Interesse geweckt hatte. «Ich ... verlor mich aber bald in die Dockhöfe, die Parks, die Museen der ungeheuren Stadt». Statt seinen Erkundungsradius zu erweitern, saß er «abends von sechs bis neun ... in der Guildhall-Bibliothek und las alte Bände der <Deutschen Rundschau> mit ihren krausen, seltsam erregenden Polemiken für und gegen Nietzsche».⁴⁸

Im Jahr 1904 war Paquet als Student in Amerika gelandet, kein halbes Jahr nach seiner ersten großen Reise in den Fernen Osten. New York hatte ihn anfangs begeistert und dann immer mehr erschreckt. In einem seiner ersten großen Städtepoeme («Die atlantische Stadt») feierte er in Whitmanschen Versen «des Lebens Strom», der sich hier ungezügelt ergoss – und sah doch (wie später Bertolt Brecht) die große Stadt «unter einem Hauchstoß des Verderbens» liegen.⁴⁹

Anschließend besuchte er die Weltausstellung in Saint Louis, die der eigentliche Anlass seiner Reise war. Von dort aus «durchstriefte ich die Staaten bis Denver, schrieb für Mississippi-Blätter und sammelte ein paar Kisten voll Bücher für die sozialen Institute Wilhelm Mertons in Frankfurt».⁵⁰ Über diese frühe Amerika-Fahrt hat Paquet, anders als über die Fahrten in die Länder des Ostens, keine Aufzeichnungen publiziert. Aber in seinem ersten und einzigen Roman «Kamerad Fleming», der deutlich autobiographische Züge trug, entschloss sich der deutsche Held zur Rückkehr aus Amerika. Das Angebot seines ameri-

kanischen Chefs, ihm ein Studium zu finanzieren, «bot nichts für ihn», da alles Lernen dort drüben nur «hart und oberflächlich» geblieben wäre. Denn er fühlte «die Kraft und den Beruf in sich, statt Werkzeug irgendeines geldverdienenden Großbetriebes ein Erforscher der Erde zu werden».⁵¹

Also studierte sein Held Fleming (wie Paquet selbst) an deutschen Universitäten die «Staatswissenschaften» und folgte damit dem «Satz Napoleons: dass die Politik das Schicksal sei». In diesem Fach hoffte er «noch Entdeckungen zu machen und Grundzüge einer höheren Ordnung zu entwerfen». Und «zugleich gab es keine bessere Ausrüstung für den weiten Marsch, den er in seinen wachen Träumen vor sich sah».⁵² Dabei geriet Fleming (wie Paquet) in die Gedankenwelt der «sozialpolitischen Schriften des Physikers Ernst Abbé, dessen Verhältnis zu den Arbeitern seiner berühmten optischen Werkstätten ihn geradewegs zu den Grundfragen des staatlichen Wesens führten».* Abends dagegen saß er in einem Zirkel, in dem «biedere Examenskandidaten mit fanatischen russischen Juden» stritten.⁵³ Und das war denn doch etwas ganz anderes, als die flache, harte, laute und gedankenlose Welt Amerikas.

Das untergehende Paris

Die eigentliche Handlung des Romans spielt allerdings in Paris, wohin Fleming auf den Spuren der Bildhauerin Berta geht, die seinetwegen Selbstmord begangen hat, da er sie nicht zu lieben und zu begehren vermochte. Dort gerät er in den Bannkreis des Professors Fraconnard, eines «kühnen, leidenschaftlichen, machiavellistischen Mannes», des Führers einer antiklerikal-antimilitaristischen Massenbewegung mit syndikalistischen Zügen, die die Losung des «sozialen Kriegs» ausgibt.

Auch diese Wendung des Romans war mehr oder weniger autobiographisch. Im Oktober 1909 war Paquet (auf den Spuren einer verstorbenen älteren Freundin, der Schriftstellerin Detta Zilcken) nach Paris gefahren und war dort mitten in die «Ferrer-Unruhen» geraten, die ganz Europa erschütterten, aber in Paris besonders gewaltsame Form annahmen. Die Figur des Professors Fraconnard war offenkundig gezeichnet nach der von Gustave Hervé, dem Herausgeber der Zeitung «Guerre Sociale».** Fraconnard «zählte aber vor

* Ernst Abbé, Physiker und Sozialreformer, Leiter der Zeiss-Werke und der Carl-Zeiss-Stiftung in Jena, in deren Besitz die Werke dann übergingen.

** Die europäischen Unruhen aus Protest gegen die Hinrichtung des Schul-

allem auf das menschliche Dynamit der Großstadt: das große Heer der Arbeitslosen, der Desperados, der Verbrecher». Er sammelte «Pariser Apachen, Flüchtlinge aus allen Ländern, russische Revolutionäre, spanische und italienische Anarchisten, armenische Fanatiker», um daraus eine Art «Fremdenlegion, ein vielleicht regelloses, aber doch furchtbares Heer zu bilden».⁵⁴ Am Ende wird Fleming, der mit der Aufstellung einer deutschen Abteilung beauftragt ist, als vermeintlicher agent provocateur und Polizeispitzel von seinen Genossen erschossen, als er eben nach Deutschland zurück fliehen will.

Diese Schüsse bilden das Signal eines phantasmagorischen Weltkonflikts. «Aus Frankreich, aus der ganzen Welt strömten die Unruhigen nach Paris ... Sie kamen, um an dem großen Feuerherd den Funken zu holen, der auch in anderen Ländern den Aufstand der Unterdrückten entzünden sollte.»⁵⁵ Frankreich drohte ein Krieg mit den Nachbarmächten, die seine hilflose Lage erkannten. Und gerade das war es auch, was Fraconnard wollte: «die Revolte im Augenblick der Mobilmachung». Dagegen erhob sich eine klerikal-militaristische Gegenbewegung, um «einen mächtigen Orden zu bilden im Namen der Jungfrau Johanna d'Arc, einen Orden zur Rettung Frankreichs». Rechte und Linke kämpften um die Seele der Massen, die «bleich, verkommen und hasserfüllt» in den Straßen wogten».⁵⁶

Paris erschien in diesem 1910 verfassten Roman noch in klassischer Weise als die Hauptstadt der sozialen Revolution des 19. Jahrhunderts, die mittlerweile jedoch einer weitgehenden Depravation unterlegen war. Unter der Oberfläche ihrer Klassizität und ihres Bohème- und Künstlergeistes war diese Hauptstadt des Westens zur Brutstätte trüber Leidenschaften geworden, wie sie in der gerade ausgestandenen Dreyfus-Affäre (die ebenfalls den Hintergrund der Romanhandlung

reformers und Radikaldemokraten Francisco Ferrer durch die reaktionäre Regierung Spaniens im Oktober 1909 gehören zu den vergessenen Episoden der Vorkriegsgeschichte. Gustave Hervé führte mit seiner Zeitung «La Guerre Sociale» in täglichen Sonderausgaben die Proteste an. Als radikaler Antimilitarist und Syndikalist, der zur Fahnenflucht aufrief und den Klassenkrieg proklamierte, könnte man Hervé und den «Hervéisme» sogar als eine Parallelerscheinung zu Lenin und zum Leninismus sehen. Näher liegen allerdings die Verbindungen zu Sorel und Mussolini. Jedenfalls wurde Hervé bei Ausbruch des Weltkrieges, ähnlich wie Mussolini, zu einem fanatischen Chauvinisten, gründete eine proto-faschistische Partei und wurde in den vierziger Jahren eine Stütze des Regimes von Vichy. – Zur biographischen und historischen Entschlüsselung der Pariser Szenarien des Romans vgl. den instruktiven biographisch-historischen Essay von Oliver Marc Piecha im Anhang zur Neuausgabe von *Alfons Paquet, Kamerad Fleming – Ein Roman über die Ferrer-Unruhen*, Frankfurt 2004, S. 155–212

bildete) nach oben gespült worden waren. Wo Amerika hart und oberflächlich erschien, da Frankreich grell und verkommen.

Kamerad Fleming begab sich in diesen Sumpf als reiner deutscher Tor (wie Thomas Manns Hans Castorp im «Zauberberg»), nur um dort einen Tod «nach russischem Muster» zu erleiden – ein Hinweis auf die französisch-russische Allianz gegen Deutschland, die sich als eine Verbindung innerlich zerrissener, dekadenter Imperialismen enthielt. Und so war es auch der schwelende Klassen- und Bürgerkrieg, der zum Ausbruch eines Weltkrieges trieb – welcher, das war die prophetische Dimension des Romans, entweder die soziale Revolution oder eine noch unbekanntere Reaktion in ihrem Schoße trug.

Ein europäisches «Reich der Mitte»

Ein positives Gegenbild dieser zerrissenen, dekadenten Welt des Westens und ihrer russisch-terroristischen Reflexe (für die wohl die «Partei der Sozialrevolutionäre» Boris Sawinkows und ihre Politik der Attentate das aktuelle Vorbild abgaben) zeichnete Paquet in seinem Anfang 1914 veröffentlichten Aufsatz «Der Kaisergedanke».⁵⁷ Darin zog er eine kühne Diagonale von Dantes «Vision des von Gott erfüllten Weltreiches» hinüber zum chinesischen Kaisergedanken, welcher in seiner tiefen, konfuzianischen Ausprägung «ein Vorbild noch mehr als erhabenes Abbild des europäischen» sei und Deutschland jedenfalls näher stehe als «das kolumbisch-republikanische Imperium Amerikas».⁵⁸ Für nicht ausgeschlossen hielt Paquet es daher, dass der in China eben zur Macht gekommene Republikanismus nur ein kurzes Zwischenspiel zur Begründung eines neuen, lebenskräftigeren Kaisertums darstelle – nach dem Vorbilde Japans, das seinerseits den chinesischen Kaisergedanken aufgenommen und «zu einer alles überragenden und beseelenden Größe gefestigt» habe.⁵⁹

Und warum nicht auch in Europa?! Vielleicht gebe es ja für die einfachen Menschen aller Gesellschaften «ein tiefes Bedürfnis nach Vertrauen in die Weltordnung», dessen universeller Ausdruck «die Vorstellung von der Mütterlichkeit des Landes und von der Väterlichkeit des Kaisers» sei.⁶⁰ Erst das «Erlöschen der römischen Kaiserwürde» 1806 habe den rasenden Wettbewerb der europäischen Imperialismen entbunden, einen anarchischen, kostspieligen und «entsittigenden» Zustand, welcher «nur durch künftige Kriege oder auf dem Wege einer großen Flurbereinigung zu lösen sein wird».⁶¹

Dieses Bild einer erneuerten europäischen Universalmonarchie, das Paquet mit Seitenblick auf China und Japan entwarf, trug alle Züge einer modern-konservativen Utopie – und sollte für ihn, wie man vor-

greifend einfügen kann, fünf Jahre später eine der Brücken zu den Ideen und Praktiken der bolschewistischen Revolution bilden. Ein erneuertes europäisches Kaisertum müsste sich, so Paquet, der «Gestaltung des übernationalen Rechts» ebenso annehmen wie der Aufgabe, «zwischen der Not der Armen und den Naturschätzen, die im Boden noch unzugänglicher Erdteile liegen, Wege zu schaffen». Seine Aufgabe wäre auch «eine Regelung des Wanderungs- und Siedlungswesens, die Unschädlichmachung des Monopols Einzelner am Boden und an den Produktionsmitteln» sowie die «Entpöbelung der Massen durch ein Erziehungswesen, das mit dem gewaltigen Wachstum der Volkszahl Schritt hält». ⁶² Und wie das chinesische Kaisertum «ein kommunistisch geordnetes Reich regierte», so hielten auch russische Denker wie Leontjew seit langem «ein Zusammengehen des Absolutismus mit dem Sozialismus für eher möglich als mit dem bürgerlichen Liberalismus». ⁶³

In einem solchen Rahmen könne sich dann eine neue Aristokratie bilden, aus einer Synthese zwischen dem hergebrachten Geburtsadel und einer «Aristokratie der tatsächlichen Volksführer». Aus ihrer Mitte wäre schließlich der platonische Monarch und Philosoph zu wählen – ein Amt, für welches der deutsche Kaiser der erste, allerdings nicht der einzig mögliche Kandidat wäre; zumal Wilhelm II., wie Paquet behutsam monierte, es «leider in vielem doch an der Verwirklichung des Kaisergedankens fehlen» lasse. ⁶⁴ Die Regierungen wären dann nur noch Teilhaber der kaiserlichen Allmacht, Lehnsträger, Diener. Die Zahl der Beamten könnte gering sein, der Staat nach und nach absterben.

Deutschland aber war für Paquet das von der Natur und Geschichte bestimmte europäische «Reich der Mitte». Während seine Nachbarn nur durch die Vernichtung des Reichs ein geeintes Europa für realisierbar hielten, suche Deutschland «die Verwirklichung der europäischen Idee auf dem Wege des Einvernehmens mit den benachbarten Völkern des Slawentums und mit Frankreich». Der Weg zur Verwirklichung Europas führe daher über ein führendes – oder ein zertrümmertes Deutschland. «Der Preis eines deutschen Sieges aber wäre weltbedeutend: ein Bündnis mit England und Frankreich für alle Zeiten und die ersehnte Ausdehnung nach Osten. Eine slawische Staaten-Gruppe unter einem habsburgischen Herrscher, der freie Weg nach Vorderasien: das wäre der Weg des größeren Reiches.» ⁶⁵

2. Die Deutschen als «Weltvolk»

Die eigentümliche Überspanntheit der Lebens- und Weltentwürfe des jungen Alfons Paquet spiegelte auf ihre Weise den Übergang von der «saturierten», auf Europa konzentrierten Gleichgewichtspolitik Bismarcks zur ausgreifenden «Weltpolitik» der Wilhelminischen Ära, die in der Flottenrüstung ihr sichtbares Symbol und vermeintliches Machtmittel fand.

Dieser deutsche Seetraum galt nicht nur fernen Eroberungszielen, sondern einer unerhörten, noch unbestimmten Metamorphose der deutschen Nation selbst – ihrer Umwandlung in ein «Weltvolk» par excellence. In der Erweckungslyrik Wilhelms II. war's «der Wellenschlag des Ozeans», der «mächtig ... an unseres Volkes Tore klopft und es zwingt, als ein großes Volk seinen Platz in der Welt zu behaupten, mit einem Wort: *zur Weltpolitik*».¹ Zur Chiffre des notwendigen Ausbruchs aus der «Enge» einer europäischen Zentralmacht wurde ein traumhaftes «Übersee». Paquets Leidenschaft für die transkontinentalen Eisenbahnen war die unmittelbare Ergänzung dieser maritimen Phantasien; etwa wenn er die breiten russischen Dampfzüge als eine Art Landschiffe sah, die hinausfahren in den «Stillen Ozean des Zaren» – Sibirien.²

Diese deutschen Weltmachträume erschienen nicht unbegründet. Die Proportionen, in denen sich die Gewichte zwischen den Hauptmächten der Zeit verschoben hatten, waren schwindelerregend – wenn auch trügerisch. So hatte das Deutsche Reich zwischen 1871 und 1914 eine explosive Steigerung seiner «Volkskraft» von 41 auf 68 Millionen (d. h. um 60 Prozent) zu verzeichnen, während die Bevölkerungen Englands wie Frankreichs vor dem Weltkrieg kaum die Marke von 40 Millionen überschritten. Gleichzeitig hatte sich das Nationaleinkommen Deutschlands in der kurzen Periode von 1896 bis 1912 annähernd verdoppelt. In der Kohleförderung, der Eisen- und Stahlverarbeitung, vor allem aber in den neuesten, technisch fortgeschrittensten Industriezweigen wie der Chemie- und Elektroindustrie oder dem Automobilbau hatten die Deutschen wie die Amerikaner den Briten und den Franzosen klar den Rang abgelaufen. Und obwohl die britische Handelsmarine noch immer ein Drittel der Welttonnage stellte, war der Anteil Britanniens am Welthandel auf 14 Prozent zurückgegangen und vom Deutschen Reich wie von den USA nahezu eingeholt worden.³

Allerdings war es unverändert die Londoner City, die über den Goldstandard und seine Bindung an das britische Pfund ein funktionierendes Weltwährungssystem herstellte und garantierte. Auch als Kreditgeber und Kapitalexporteur behauptete das Land eine überragende ökonomische Machtstellung, ähnlich wie Frankreich auch. Zugleich war die konjunkturelle und strukturelle Entwicklung aller Industriestaaten (mit Ausnahme der USA) vital von globalen Rohstoffzufuhren abhängig. Im Mittelpunkt dieser Warenströme aber stand noch immer Großbritannien.

Die enorme Beschleunigung des Prozesses der Globalisierung in dieser Periode, die sich nur mit der am Ende des 20. Jahrhunderts vergleichen lässt, ergab sich jedoch nicht nur aus der Vermehrung und Verdichtung der Produktion, des Handels und des Verkehrs. Hauptmotor des Wettlaufs um die «Erschließung» riesiger Weltzonen war die Konkurrenz der imperialen Staaten selbst. Die wichtigsten technischen Mittel dieses Wettlaufs waren eben die von Paquet so hymnisch besungenen Eisenbahnen und Schiffslinien, die zum Ausgangspunkt der Gründung neuer Bergbaureviere, Industriezentren und Handelsstädte wurden. Aber auch die neuen Medien der Massenkommunikation wie Telegraph und Telefon, Film und Fotografie ließen die globalen Distanzen physisch wie psychisch schrumpfen.

Insoweit war es kein bloßer Zwangsgedanke einer «militaristischen» Führungsschicht des Deutschen Reiches, dass seine industrielle und kommerzielle Expansion durch militärische Interventionen und politische Bündnisse gesichert werden müsse. Man war in eine Phase wirklicher «Weltpolitik» und «Weltwirtschaft» eingetreten, ohne dass es dafür schon irgendwelche Instrumente gegeben hätte, außer der überkommenen Vorstellung eines Gleichgewichts der Mächte nach dem Modell der europäischen Pentarchie des 18. und 19. Jahrhunderts. Sicherlich war auch damals «eine Struktur des Welthandels denkbar, bei der viele sich besserstellen und nur wenige verlieren würden ... Aber diese Alternative lag außerhalb des zeitgenössischen Bewusstseins.»⁴

So wurde die Dynamisierung der weltwirtschaftlichen Entwicklung in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg immer zugleich mit Projekten einer neo-merkantilistischen Abschließung beantwortet – das heißt mit der Errichtung machtmäßig geschützter, möglichst autarker und territorial arrondierter Großwirtschaftszonen, zu denen die Konkurrenten nur um den Preis politischer Zugeständnisse Zugang erhielten. Selbst ein Land mit solch gewaltigen inneren Ressourcen und Märkten wie die Vereinigten Staaten hielt es für notwendig, im Krieg mit der spanischen Kolonialmacht seine karibische und pazifische Machtsphä-

re militärisch zu sichern und zu erweitern. Der britische Kolonialminister Joseph Chamberlain drückte insofern nur eine allgemeine Ansicht aus, als er 1897 erklärte: «Mir scheint, dass die Richtung der Zeit dahin geht, alle Macht in den Händen der großen Reiche zu vereinigen.»⁵

England als Rivale und Vorbild

Vor allem England rückte, von Deutschland aus gesehen, nach der Jahrhundertwende ins Zentrum aller Rivalitäten und Vergleiche. Diese Nation, die nach Territorium, Ressourcen und Bevölkerungszahl weit hinter Deutschland zurückblieb, verstand es dennoch, ein erdumspannendes Empire aufrechtzuerhalten. Mehr noch: Das kleine Großbritannien war die erste und einzige «Weltmacht» der Geschichte, die diesem Begriff annähernd entsprach. Wenn die Ansprüche des Wilhelminischen Reiches im Nachhinein so ganz und gar vermessen wirken, ist immer zu bedenken, dass England von einer viel schmaleren Ausgangsbasis her eine Position realer (wenn auch relativer) globaler Hegemonie aufrechterhielt, die das eigentliche Vorbild abgab.

Eben diese anachronistisch gewordene Position eines Welt(markt)-Hegemons weckte Erbitterung – und das nicht nur im aufstrebenden wilhelminischen Reich. Das Stichwort vom «englischen Erbfolgekrieg», das Max Lenz in seiner programmatischen Betrachtung über «Die großen Mächte» im Jahr 1900 kreiert hatte, machte die Runde.⁶ Hans Delbrück verglich die Bewegung gegen das britische Empire mit der Völkererhebung von 1813 gegen die napoleonische Hegemonie. Diese Überlegungen gingen mit den Strategien des Admirals Tirpitz zusammen, der meinte, dass es dem Deutschen Reich in einem Konflikt mit England niemals an Verbündeten fehlen werde, da es mit der Herausforderung der englischen Suprematie zur See die Sache aller nach Selbständigkeit strebenden Völker und Staaten verfechte.⁷

Überhaupt gefiel sich das Deutsche Reich mit seiner Forderung nach einem neuen Weltgleichgewicht, ungeachtet seiner eigenen kolonialen Ambitionen in Afrika und in der Südsee, in der Rolle eines Champions der Völkerfreiheit. Der Toast Wilhelms II. 1898 in Damaskus auf die «300 Millionen Mohammedaner», denen er versicherte, «dass zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird», enthielt jedenfalls die Vorstellung, das «junge» Reich könne im Wettlauf mit den «alten» Großmächten Großbritannien, Frankreich und Russland auf eine Welt von Freunden und Verbündeten rechnen.

Das miserable Abschneiden der für britische Verhältnisse beträchtlichen Truppenaufgebote gegen die Haufen «afrikaanischer» Busch-

krieger im Burenkrieg (1899–1902) und die eklatanten Niederlagen der zaristischen Heeresaufgebote im Krieg gegen die ungleich kleineren, aber beweglicheren Armeen des «jungen» japanischen Kaiserreichs (1904/05) schienen tatsächlich auf eine grundlegende Verschiebung der alten Mächteordnung hinzudeuten. Auf dem Hintergrund dieser Mächtekonstellation glaubte man, in Form eines «trockenen Krieges» (Delbrück) – eines zivilen und militärischen Wettrüstens also, in dem Deutschland kraft seiner höheren Technik und Organisationskultur stetig an Macht zunehmen werde – England Zug um Zug aus seiner hegemonialen Position verdrängen und ein neu austariertes Weltstaatsystem durchsetzen zu können, das den «jungen» Mächten mehr Spielraum ließe, und dem Reich natürlich an vorderster Stelle.

Wechsel der Wegzeichen

Dieser veränderten weltpolitischen Situation entsprach eine Neuformierung der innenpolitischen Gruppierungen im Reich und ihrer außenpolitischen Orientierungen. Teile der bürgerlichen Nationalliberalen, des Freisinns oder der Naumannschen «Nationalsozialen» begannen, angesichts der verschärften imperialen Konkurrenz und des Flotten-Wettrüstens mit England, ihre traditionell anglophilen und antirussischen Einstellungen zu revidieren. So machte der jugendliche AEG-Erbe Walther Rathenau in Maximilian Hardens «Zukunft» vom Juli 1898 unter dem Titel «Transatlantische Warnsignale» auf die sich häufenden «anglo-amerikanischen Freundschaftsgrüße» aufmerksam: «Ein neuer Zweibund bereitet sich vor, ein Zweibund zur See; und was die Partie carrée vom Tische freilässt – das sind die Ecken.»

Diese beiden freien Ecken besetzten in Rathenaus Optik Deutschland und Russland, «Germanen» und «Slawen», die gemeinsam die «Romanen» (sprich Frankreich) beerbt hätten. Dem Russischen Reich schrieb Rathenau dabei fast noch mehr Attribute einer jugendlich aufstrebenden Macht zu als dem Preußisch-Deutschen Reich: «Inzwischen erhebt sich im Osten ein junger Riese, dessen Fuß die Hälfte von Asien und Europa bedeckt und dem das unüberwindliche Palladium eines orthodoxen Glaubens Brust und Haupt beschirmt. Wir alle wissen, dass der Kampf Russlands gegen England um die Hegemonie der Welt das große Schauspiel unserer und der kommenden Zeit bedeutet.» Um für Deutschland feierlich zu schließen: «Uns aber weisen alle Zeichen nach Osten und Aufgang.»⁸

Diese Position war nicht ohne weiteres repräsentativ; aber sie deutete eine Tendenz an und war von einiger Schlüssigkeit. Sie beschreibt ziemlich genau den Rahmen, in dem sich auch der junge Alfons Pa-

quet mit seinen Reisen, Explorationen und Schriften bewegte. Von einer traditionellen Gleichgewichtspolitik Bismarckschen Zuschnitts war das bereits weit entfernt und stellte keinen Gegensatz, sondern eine hochgemute Ergänzung zur wilhelminischen Flottenpolitik mit ihrer Orientierung nach «Übersee» dar. Denn nur auf dem Kontinent und in einem unbestimmten nahen oder fernen Osten konnte das Reich die Basis finden, von der aus es einer sich abzeichnenden Koalition der westlichen Kolonial- und Seemächte würde entgegentreten können.

Dagegen waren die traditionell russlandfreundlichen preußischen Konservativen unter dem Banner der Getreideschutzzölle zur Speerspitze einer harten, konfliktbereiten Politik gegenüber Russland geworden – und hatten sich im Gegenzug bereit gezeigt, die ungeliebte Flottenrüstung in Maßen mitzutragen.⁹ Zu ihren Wortführern schwangen sich eine Reihe baltendeutscher Ideologen auf, die seit den Russifizierungskampagnen der achtziger und neunziger Jahre nach Deutschland übersiedelt waren. Als die zentrale Figur dieser Neo-Russophobie firmierte der Historiker Theodor Schiemann, der im Rückblick zuweilen die überlebensgroße Statur eines Begründers der deutschen Osteuropakunde aus dem Geiste der Russlandfeindschaft gewinnt.¹⁰

Russophobie und Russophile

Tatsächlich war Schiemann 1902 auf direkte Empfehlung des Kaisers mit der Gründung des ersten ordentlichen Lehrstuhles für osteuropäische Geschichte und Landeskunde in Berlin betraut worden. Sein Hauptwirkungsgebiet blieben jedoch seine Vorlesungen an der Preußischen Kriegsakademie und seine regelmäßigen Kolumnen in der offiziellen «Kreuz-Zeitung». Er pflegte engen Verkehr mit führenden Beamten und Generälen und war immer wieder Gesprächspartner der wechselnden Reichskanzler, vor allem jedoch des Kaisers selbst. Seine wissenschaftliche Produktivität und Ausstrahlung als Hochschullehrer blieb demgegenüber eher blass.¹¹

Die Russophobie Schiemanns verband Elemente eines typischen deutschbaltischen Kulturdünkels mit einer krassen Überzeichnung der Machtambitionen Russlands bei gleichzeitiger Unterschätzung seiner Entwicklungspotentiale. Der Expansionismus des Zarenreichs erschien vor allem als Kompensation seiner sozialen und nationalen Heterogenität im Inneren. Und da das Deutsche Kaiserreich sich dieser Expansion aus eigenem Selbsterhaltungsinteresse in den Weg stellte, indem es Österreich und die Türkei stützte, da es überdies durch

seine wirtschaftliche und kulturelle Ausstrahlung auflösend auf die nichtrussischen Völker des Russischen Reiches wirkte, während die Tüchtigkeit der Balten und Russlanddeutschen (so Schiemann) als ewiger Stachel im Fleisch der weniger tüchtigen Russen saß, sei der Kampf gegen den «Pangermanismus» zum einhelligen Schlachtruf des Beamten- und Offizierskorps, des Grundbesitzes und Bürgertums im Zarenreich geworden, das dazu das Panier des «Panslawismus» wieder aufgenommen habe.

Die Stärke dieser projektiven Argumentation Schiemanns lag darin, dass sie einen realen Zusammenhang ansprach. Tatsächlich war für ein erhebliches Spektrum der russischen Gesellschaft das neue preußisch-deutsche Kaiserreich immer stärker in die Position des potentiellen Hauptfeindes gerückt, während der scheinbar unüberwindliche Gegensatz Russlands zu Großbritannien sich (spätestens nach dem verlorenen Krieg gegen Japan 1905) durch die Abgrenzung der Interessenzonen in Asien deutlich abgeschwächt hatte. Schiemanns wirkungsvollste publizistische Waffe waren denn auch Zitate aus der nationalistischen und liberalen Presse Russlands, in denen die Losung des «Entscheidungskampfs von Slawentum und Germanentum» lebhafteste Urstände feierte.¹²

Die Schwäche seiner Position lag darin, dass der Versuch, die deutsche Politik auf eine offensive Konfrontation mit Russland festzulegen, realistischerweise in den Vorschlag eines Ausgleichs und Bündnisses mit England münden musste. Damit aber stand Schiemann gegen eine mächtige Strömung der deutschen Politik. Er war konsequent genug, nach Kriegsausbruch die Politik der Reichsleitung vehement zu kritisieren und coram publico eine deutsch-britische Verständigung zu verlangen. Das löste einen Skandal aus, und Schiemann wurde im Herbst 1914 als Leitartikler der halb regierungsoffiziellen «Kreuz-Zeitung» durch Otto Hoetzsch ersetzt, seinen früheren Schüler und mittlerweile schärfsten Kontrahenten. Schiemann hatte diese Position von 1901 bis 1914 bekleidet, Hoetzsch sollte sie von 1914 bis 1924 ausfüllen. Dieser Wechsel wurde zu Recht als eine sichtbare Zäsur in der Ausrichtung der deutschen Politik empfunden.¹³

«Gesellschaft zum Studium Osteuropas»

Otto Hoetzsch hatte es verstanden, das durch die revolutionären Erschütterungen des Jahres 1905 und die autoritären Reformen des «eisernen Kanzlers» Stolypin neu geweckte deutsche Interesse an Russland durch unermüdliche Aktivitäten aufzufangen. Die Herausgabe einer «Zeitschrift für osteuropäische Geschichte» ab 1911 und

die ständige Mitarbeit russischer, ukrainischer, polnischer und tschechischer Forscher daran waren in erster Linie sein Werk.¹⁴

1912 hatte eine offizielle Studienreise 108 höhere deutsche Beamte und Wissenschaftler nach Kiew, Moskau und Petersburg geführt. Die Leitung lag in den Händen des Nationalökonomen Max Sering und des Agrarwissenschaftlers Otto Auhagen. Aus dem Unternehmen ging 1913 ein fundierter Sammelband «Russlands Kultur und Volkswirtschaft» hervor. Im selben Jahr übernahmen Sering, Auhagen und Hoetzsch die Initiative zur Gründung einer «Deutschen Gesellschaft zum Studium Russlands», deren Aufgabe es sein sollte, «unter Wahrung eines durchaus unpolitischen Charakters die Kenntnis Russlands in Deutschland zu fördern».¹⁵

Gerade im Vorkriegsjahr 1913 erschien eine ganze Serie weiterer gewichtiger Arbeiten über Russland. Dazu zählten etwa Thomas G. Masaryks zweibändiger Abriss der russischen Geistesgeschichte unter dem Titel «Russland und Europa»¹⁶ oder Fridtjof Nansens enthusiastischer Reisebericht «Sibirien, ein Zukunftsland»¹⁷, die beide zunächst in deutscher Sprache erschienen. Noch stärkeren Eindruck in der politischen Öffentlichkeit machte Otto Hoetzschs eigener, materialreicher Abriss «Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1905 bis 1912», der viel Kritik, aber auch viel Zuspruch erntete.

Hoetzsch hatte seine Darstellung bewusst ins historisch Grundsätzliche gewendet, als er sein Buch mit der Frage beendete: «Warum sollte nicht auch das russische Staatswesen ... sich die Kräfte des Kapitalismus, der konstitutionellen Idee und der westeuropäischen geistigen Kultur so assimilieren und aus ihnen neue Kraft schöpfen können, dass es ihm gelingt, jenes hier so oft betonte Missverhältnis zwischen den Ansprüchen eines Weltstaates und dem Reifegrad seiner Volkswirtschaft und Kultur glücksbringend zu überwinden?»¹⁸

Indem Hoetzsch als konservativer Etatist den zaristischen Staat zur zentralen Reforminstanz erhob, rückte er das unter der Ägide Stolypins reformierte Russland näher an Europa, und vor allem an das kaiserliche Deutschland. Und hatten die Niederlage gegen Japan und die Erschütterungen des Jahres 1905 nicht den Nimbus der Unbesiegbarkeit des Zarenreiches zertrümmert? Russland, so die Botschaft des Buches von Hoetzsch, war weder unverwundbar noch unreformierbar. Für das Deutsche Reich aber war es von allen Rivalen derjenige, mit dem man sich am ehesten würde verständigen können, wenn es darum ging, die Hegemonie Großbritanniens auf den Weltmärkten und zur See zu brechen und dem Deutschen Reich einen «Platz an der Sonne» zu erkämpfen.

Russlands Auftritt als junge «Kulturnation»

Alle diese Diskussionen und Entwicklungen vollzogen sich vor dem Hintergrund des späten, aber umso spektakuläreren Auftritts der russischen Literatur, Kunst und Musik auf der Bühne Europas. Allerdings bedurfte es auch des Hintergrundes der tiefgreifenden Veränderungen und dramatisch sich überstürzenden Entwicklungen in Russland, um das bereits geweckte Interesse an der russischen Literatur nochmals sprunghaft ansteigen zu lassen.

Dieses Interesse galt jetzt nicht mehr «nur» und nicht einmal in erster Linie ihrem künstlerischen Gehalt oder Unterhaltungswert, sondern der darin formulierten Lebensphilosophie und religiösen oder sozialen Prophetie. Hinter der homerischen Vaterfigur des Epikers und Aristokraten im Bauernkittel, Tolstoi, tauchte die modernere, düsterere, vieldeutigere und abgründigere Gestalt Dostojewskis auf, den viele in Deutschland Nietzsche posthum zur Seite stellten. Als dritter im Bunde kam der jugendlich-proletarische Autodidakt Gorki hinzu, der Anfang des Jahrhunderts mit seinen naturalistischen «Barfüßler»-Novellen und existenzialistischen Theaterstücken wie «Nachtasyl» Furore machte.¹⁹

Russland mit seiner reichen Literatur und großartigen Musik, seiner vielgestaltigen Malerei, seinen klassisch-modernen *balletts russes* oder avantgardistischen Theaterinszenierungen zeigte sich plötzlich als eine «Kulturnation» ersten Ranges, deren Seelenadel um so heller leuchtete, je schwerer sie von der zaristischen Bürokratie und Polizei gegängelt und unterdrückt wurde. Wie es ja überhaupt die Kehrseite aller so heftigen Invektiven gegen den «zaristischen Despotismus» bildete, dass sie die Welt der «Erniedrigten und Beleidigten», und erst recht die der Aufrührer und Kämpfer gegen die Despotie, in ein übertrieben großartiges moralisches Licht rückten.

Ein neuer Russland-Mythos nahm mit der Jahrhundertwende Gestalt an, worin das unverbildete, tiefgläubige, naturnahe, vielseitig begabte, aber grausam beleidigte, zwischen Verbrechen und Buße, Aufruhr und Vergebung schwankende russische Volk und seine großen Dichter und Künstler das eigentliche, «wahre Russland» repräsentierten, das seine Zukunft und Entfaltung erst noch vor sich hatte. Sozialdemokratische Kritiker sprachen zehn Jahre vor dem Weltkrieg bereits missbilligend von einem regelrechten «Russenkultus» in den deutschen Feuilletons.²⁰

Rainer Maria Rilke, der mit Lou Andreas-Salomé dieses Traum-Russland bereist, es als das Land, «das an Gott grenzt», gepriesen und seine Menschen als «Künstler-Naturen» besungen hatte, war nur in



Schlusszene des 3. Aktes von Gorkis «Nachtasyl» in der Moskauer Ur-aufführung von 1903. Gorki übersandte die Aufnahmen an Max Reinhardt, der das Stück parallel in Berlin inszeniert hatte.

der Intensität dieser Identifikationen eine Einzelperscheinung.²¹ Thomas Mann hatte in seinem «Tonio Kröger» 1905 erstmals von der «heiligen russischen Literatur» gesprochen. Ernst Barlach zeichnete in seinen Reiseskizzen 1906 den «russischen Menschen» mit einer von Leid und Entbehrung geadelten Archaik, die dem Urgrund des Seins ganz nahe war. Christian Morgenstern besang die russischen Gefangenen nach der Niederschlagung der Revolution als Vorkämpfer und Märtyrer einer künftigen Menschheit. Maler wie Max Beckmann oder Erich Heckel übersetzten die Karamasow-Szenerien Dostojewskis ins Deutsch-Expressionistische – wie man ja überhaupt sagte, dass die Wendung vom Naturalismus und Impressionismus zum Expressionismus in der deutschen Kunst und Literatur ab 1910 eine Wendung vom Westen zum Osten gewesen sei. Aber auch die Mehrzahl der übrigen deutschen Schriftsteller und Künstler der Vorkriegszeit hat bezeugt, dass für sie die Lektüre der russischen Literatur und namentlich die Begegnung mit Dostojewski, um Döblin zu zitieren, ein «epochales Ereignis» gewesen sei.²²

Kulturpessimismus und Aufstiegshysterie

Das vordergründig so optimistisch-selbstsichere Bild des Deutschen Kaiserreichs in seiner nicht endenwollenden «Gründerzeit» stand tatsächlich in einem irritierendem Kontrast zu den Stimmungen eines zwar nicht exklusiven, aber doch sehr spezifischen deutschen «Kulturpessimismus».

Robert Musil hat in seinem «Mann ohne Eigenschaften» rückblickend die eigentümlichen Weltgefühle zu erfassen versucht, die dem zugrunde lagen: das Bewusstsein einer exponentiell wachsenden Komplexität, Abhängigkeit und Bedingtheit aller modernen Existenzformen bei gleichzeitiger Beschleunigung aller technischen und sozial-ökonomischen Prozesse. «Die Sache hat uns in der Hand. Man fährt Tag und Nacht in ihr ..., man ißt, man liebt, man liest Bücher, und das Unheimliche ist bloß, daß die Wände fahren, ohne daß man es merkt, und ... ohne daß man weiß wohin.»²³

Der Held des Romans, Ulrich, der sich in der Spannung zwischen einer unbestimmten Universalität seines Wollens und dem Gefühl des passiven «Gelebtwerdens» als ein «Mann ohne Eigenschaften» fühlte, hatte so wie viele seiner Generation zunächst den Ausweg in «einer leidenschaftlichen Erinnerung an heroische Zustände des Herrentums, der Gewalt und des Stolzes» gesucht: «Er gab sich einem großartigen Pessimismus hin: es schien ihm, da der Soldatenberuf ein scharfes und glühendes Instrument ist, müsse man mit diesem Instrument die Welt zu ihrem Heil auch brennen und schneiden.»²⁴ Dann hatte er sich (wie Musil selbst) dem Ingenieurswesen und der Philosophie zugewandt. Aber alle diese Versuche, seine Zeit zu erfassen und mit ihr zu gehen, änderten nichts an seiner Unfähigkeit, sie «zu lieben; seit langem blieb ein Hauch von Abneigung über allem liegen, was er trieb und erlebte ..., eine universale Abneigung, zu der er die ergänzende Neigung nicht finden konnte».²⁵

Gewiss, Musils Roman spielte im Fin de siècle der europäischen Kultur überhaupt und insbesondere seines untergehenden «Kakanien», eines Staates, in dem «es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo» gab, und der gerade keinen echten «Weltwirtschafts- und Weltmachtehrgeiz» entwickelt hatte.²⁶ Das Deutsche Reich war insofern das unmittelbare Gegenstück dieses «Kakanien», auf das es als nächster Nachbar und Verbündeter allerdings ausstrahlte (im Roman verkörpert durch die Figur des Arnheim alias Rathenau). Handelte es sich im Josephinischen K. u. K.-Reich also um die Spannung zwischen einer abstrakten Potentialität des modernen Lebens und einer alle Äußerungen des Lebens diskret kontrollierenden und bremsenden Bürokratie,

so im Wilhelminischen Kaiserreich um eine sich überstürzende Dynamik realer Entwicklungen, die durch die preußisch-obrigkeitlichen Anachronismen zwar verzerrt, aber eher noch gesteigert als gedämpft wurde. Eben deshalb reagierten die Menschen der Jahrhundertwende in Deutschland noch stärker als in Österreich oder anderen Ländern Europas auf alle diese Umbrüche mit einem Reflex des abgründigen Pessimismus und jenes atavistischen «Unbehagens in der Kultur», von dem Freud später sprach.²⁷

Vielleicht könnte man sagen, dass die gesamte kurze Geschichte des zweiten deutschen Kaiserreichs durch eine Art Aufstiegshysterie geprägt gewesen ist – so als hätte dieses prekäre politische Gebilde sich nur behaupten können, indem es stets ein überhöhtes Tempo industrieller, finanzieller, demographischer und militärischer Aufrüstung vorlegte. Das Phänomen des deutschen «Kulturpessimismus» ließe sich dann als ein Ausdruck der mit diesem rasanten Aufstieg einhergehenden kollektiven Hypochondrien und Schwindelgefühle beschreiben.²⁸

Allerdings dürfen auch die materiellen Lebensunsicherheiten, sozialen Härten und kulturellen Verwerfungen, die der deutsche Aufstieg zur Weltmacht mit sich brachte, nicht unterschätzt werden. Die demographische Explosion, verbunden mit dem ersten Schub wirtschaftlicher Globalisierung und den damit einhergehenden Krisen und Einbrüchen, brachte für breite proletarische und kleinbürgerliche Schichten Not und Verelendung. Die rapide Verstädterung – die in Deutschland schneller, dichter und breiter als irgendwo sonst auf der ganzen Welt vor sich ging – bedeutete eine radikale Entwurzelung und Auflösung traditioneller Lebenszusammenhänge. Das gewaltsam aus heterogenen Teilen zusammengezimmerte Preußisch-Deutsche Kaiserreich beruhte in vieler Hinsicht auf einer Vergewaltigung des tief verwurzelten deutschen Regionalismus und Föderalismus, was Ver bitterungen produzierte, von denen man sich im Nachhinein kaum noch eine Vorstellung machen kann. Dasselbe gilt für die konfessionellen Spaltungen und Diskriminierungen.

Andererseits war das junge Kaiserreich gerade durch die überkommenen Privilegien der Länder und Fürstenhäuser (gesichert durch den Bundesrat als zweite Kammer neben dem gewählten Reichstag) und durch den Dualismus der Staatsstrukturen des Reiches und Preußens in seinen gesamtstaatlichen Kompetenzen und steuerlichen Einkommensquellen entscheidend beschränkt und lebte permanent über seine Verhältnisse.²⁹ Dabei wurde es von einer militärisch-bürokratischen Adelskaste repräsentiert und zusammengehalten, die die politische und gesellschaftliche Emanzipation des Bürgertums als der sozialöko-

nomisch tragenden Schicht nicht nur materiell behinderte und diskriminierte, sondern die es überdies noch verstand, den Abkömmlingen dieses Bürgertums einen tiefsitzenden Minderwertigkeitskomplex einzupflanzen – mit dem Resultat, dass die Bürgersöhne den aristokratischen Ehrenkodex bis zur Absurdität verinnerlichten und sich noch «militaristischer» als die Militärs gebärdeten.

Erwartungen und Visionen eines Weltkriegs

Beim Kriegsausbruch 1914 entlud sich diese ganze innere und äußere Verspannung in einem Gefühl der Erleichterung und Befreiung, das selbst denen, die ihm den beredtesten Ausdruck gaben, später unerklärlich und paradox erschien. Vieles spricht sogar dafür, dass die europäischen Regierungen, und ganz besonders die deutsche Reichsregierung, nach den ersten Ultimaten und Mobilisierungen «angesichts der hurrapatriotischen Massenszenen ... gar nicht anders konnten, als auf Konfrontationskurs zu gehen».³⁰

Alle wohlbegründeten Zweifel am Mythos einer «allgemeinen Kriegsbegeisterung»³¹ können die Authentizität der Berichte so unverdächtiger Zeugen wie Stefan Zweigs nicht tilgen, der noch 1940, bereits im Exil und angesichts eines neu entbrannten, zweiten Weltkriegs, bekannte, dass selbst für ihn als Pazifisten «in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches lag, dem man sich schwer entziehen konnte». Denn jeder Einzelne «erlebte eine Steigerung seines Ichs ..., er war eingetaucht in eine Masse, er war Volk, und seine Person, seine sonst unbeachtete Person, hatte einen Sinn bekommen».³² Das war eine resignierte späte Erinnerung an die ungeheuren und latent schon revolutionären Veränderungswünsche und -energien, die in diesen ersten Weltkrieg mit eingeflossen waren und ihn genährt hatten.

Jahre vor dem Ausbruch waren die künstlerischen Zeugnisse ja schon Legion gewesen, in denen das kommende Völkergemetzel als eine Mischung aus endzeitlichem Schrecken und transzendentaler Erlösung beschrieben wurde, am bekanntesten in Georg Heyms Gedicht «Der Krieg» aus dem Jahre 1911: «Aufgestanden ist er, welcher lange schlief, / Aufgestanden unten aus Gewölben tief. (...) / Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr, / Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.»

Das war beileibe keine bloße einsame Vision. Gustav Sack, wie Heym einer der Freiwilligen der ersten Stunde, dessen kurzes Dichterleben kurz darauf schon im Trommelfeuer der Schützengräben enden sollte, hatte diesen großen Krieg geradezu hymnisch herbeige-



Ludwig Meidner: *Apokalyptische Landschaft*, 1912

wünscht. Was bei Heym als biblisches Strafgericht für eine von Gott abgefallene Welt («Gomorrh») erschien, das wurde bei Sack schon zur Erwartung einer kollektiven Läuterung und Selbststeigerung: «-- o gäbe es Krieg! (...) Volk gegen Volk, Land gegen Land – ein Stern nichts denn ein tobendes Gewitterfeld, eine Menschheitsdämmerung, ein jauchzendes Vernichten –! o, ob dann nicht ein Höheres –»

Beim verhinderten königlich-bayerischen Fahnenjunker Johannes R. Becher war der Weltkrieg fast schon ein Zweck an sich, als Flucht aus der Enge einer überbevölkerten Gegenwart und gewaltsamer Durchstich in etwas unbekanntes Neues: «O daß doch ein Brand unsere Häupte bewölbt! / Es rascheln gewitternd Horizonte fahlgelb. (...) / Wir horchen auf wilder Trompetdonner Stöße / und wünschten herbei einen großen Weltkrieg. (...) / Die Nerven gepeitschet! Die Welt wird zu enge. / Laßt schlagen uns durchs Gestrüpp und Gedränge!»³³

Das expressivste künstlerische Zeugnis dieser Vorkriegsstimmungen sind jedoch Ludwig Meidners «Apokalyptische Landschaften», die er in immer neuen Schüben zwischen 1911 und 1913 gemalt hat und deren «divinatorische Kraft»³⁴ man mit Recht gerühmt hat. Meid-

ners Bilder zeigen vor allem, wie das Bild der «großen Stadt» als Inbegriff einer babylonischen Moderne immer beherrschender in den Mittelpunkt aller projektiven Ängste und Erwartungen rückte. Die Stadt erschien auf diesen Bildern als ein Unwesen, ein Monstrum, das den Krieg, der es vernichten sollte, selbst im Leibe trug. Ihre elektrische Beleuchtung und Animation wirkte wie eine unheilvolle kosmische Energie: «Sie knistert schon auf meinem Leibe. Auf meiner Haut brennt ihr Gekicher. Ich höre ihre Eruptionen in meinem Hinterkopf echen. Die Häuser nahen. Ihre Katastrophen explodieren aus den Fenstern hinaus. Treppenhäuser krachen lautlos zusammen. Menschen lachen unter den Trümmern.»³⁵

Zeichnungen wie «Bombardement einer Stadt» oder «Wogende Menge», beide aus dem Jahr 1913, nahmen die Realität des kommenden Krieges und der Massenmobilisierungen mit bestürzender Konkretion vorweg. Aber zugleich verschmolz das Bild des Krieges auch schon mit dem der Revolution. Meidners Gemälde «Revolution (Barrikadenkampf)» von 1912 zitierte vordergründig Delacroix' «Die Freiheit führt das Volk an». Das Bild zeigt den Revolutionär (den Künstler selbst) jedoch nicht etwa als heroischen Befreier, sondern als christusgleichen Schmerzensmann, hinter dessen Rücken eine tumultuarische Schlacht tobte, die nur der Ausschnitt eines größeren Kriegspanoramas zu sein schien.³⁶

Allerdings wäre die Annahme vollkommen abwegig, es habe sich bei den Bildern oder Versen um pazifistische Warnrufe oder, umgekehrt, um vorausseilende Ausbrüche patriotischer Kriegsbegeisterung gehandelt. Vielmehr kündeten sie von der unerträglich gewordenen Spannung zwischen einer Entwicklung, die völlig neue Horizonte eröffnete und die Menschen in radikal umgewandelte Lebensverhältnisse hineinriss, und dem Gefühl der Individuen, diesen Umwälzungen ausgeliefert und nicht gewachsen zu sein – oder wenn, dann nur als Glieder völlig neuartiger, im Feuer von Krieg und Revolution zusammengeschmiedeter nationaler und sozialer Kollektive.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de